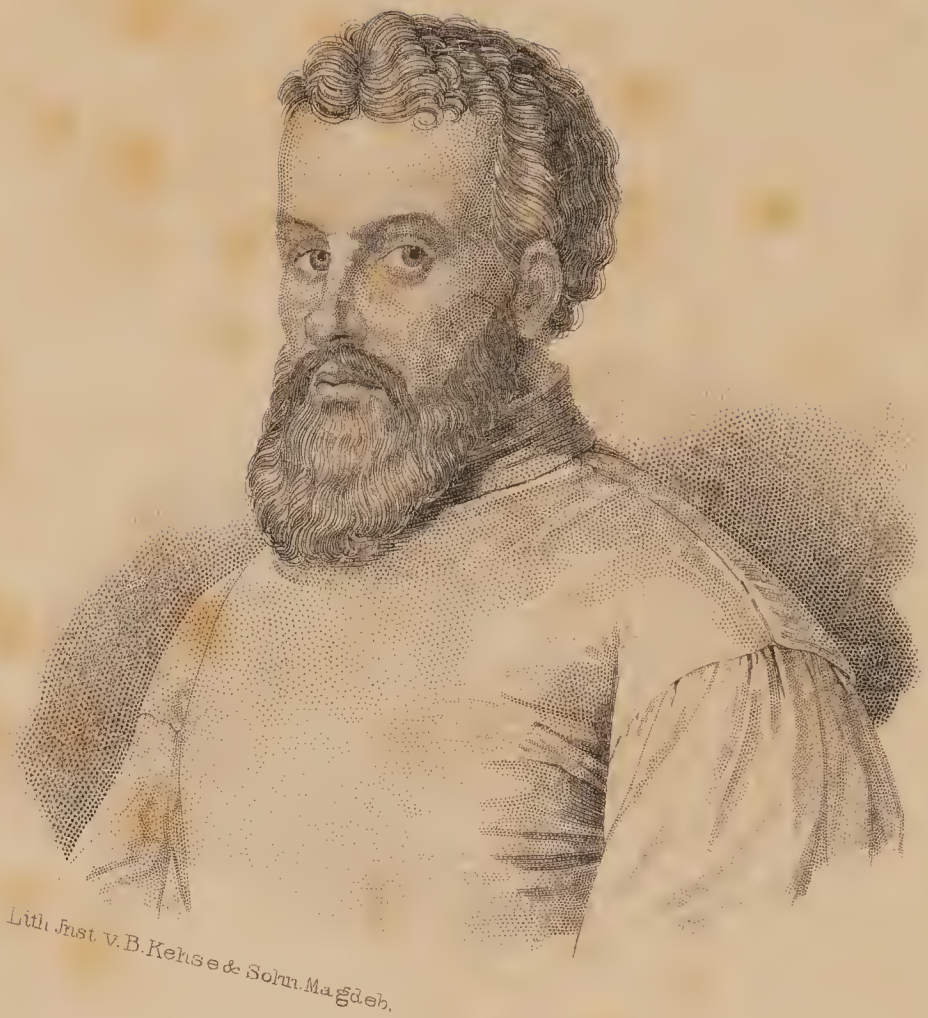
Bay 231

Lt Heiny MD Physician

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/s17id13413880



Litth. Inst. v. B. Kehse & Sohn. Magdeb.

ANDREAS VESALIUS.

Medicinische
Unterhaltungs-Bibliothek
oder
Collectiv-Blätter
von heiterem und ernstem Colorite
für alte und junge Aerzte.

Inhalt:

1. Charakteristiken von Aerzten aller Zeiten.
2. Novellen und Skizzen von ärztlichem Interesse.
3. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.
4. Medicinische Länder-, Völker- und Städtekunde.
5. Poesieen in ärztlichen Beziehungen.
6. Miscellen.
7. Aphorismen und Sentenzen.
8. Curiosa und Anekdoten.

Sechstes Bändchen.

Mit dem Bildnisse Andreas Vesalius.

Leipzig 1841.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

305973

Inhalt dieses sechsten Bändchens.

Seite

I. Charakteristiken:

Versuch einer Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift. Vom Königl. Pr. Stabsarzte ꝛc. Dr. Trusen in Posen. . 3

I. Andreas Vesalius. 47

II. Jean Nicolas Corvisart, der Leibarzt Napoleons. 55

II. Novellen und Skizzen:

I. Eine Consultation. 69

II. Der Spitalarzt. Von Dr. Weiglein in Grätz. . . . 86

III. Fatme-Effendi, die Hospital-Doctorin zu Esbeckié. . 91

IV. Rede über die Erfordernisse zur ärztlichen Praxis. Vom Medicinalrathe und Prof. Dr. J. Betschler in Breslau. . 99

III. Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik:

I. Ueber die gegenwärtige Stellung der Aerzte zum Publikum und die wirksamsten Mittel, das gesunkene Ansehen des ärztlichen Standes wieder zu heben. Von Dr. H. zu J. . 111

II. Der Charlatan unserer Tage. Skizzirt von Dr. Schrekkenberg in Cassel. 130

III. Der Ruf des Nachtwächters. 138

IV. Medicinische Länder- und Völkerkunde:

I. Ueber die Sanitätsanstalten im Orient und die Stellung der dortigen Aerzte. Von Dr. J. N. v. Meyer, Leib- und Oberstabsarzt des Fürsten der Wallachey. 145

Seite

V. Poesieen in ärztlichen Beziehungen:

I. Die Geburt Aeskulap's. 165
II. Das Stethoskop. 167
III. Festgruß an die deutschen Naturforscher und Aerzte bei ihrer Versammlung in Erlangen, am 21. September 1840. 171

VI. Miscellen:

I. Zur Geschichte der Medicinal-Polizei im 17ten Jahrhundert. 177
II. Beschreibung zweier Schwangerschaften und Geburten im Kindesalter. Vom Med.-Rath D'Outrepont in Würzburg. 179
III. Der weibliche Aeskulap. 182
IV. Chabert, der sogenannte Feuerkönig. Vom K. Hannöv. Hofmedicus Dr. Taberger. 183
V. Eine elektrische Dame. 186
VI. Zur vergleichenden Statistik. 187

VII. Aphorismen und Sentenzen:

Der Traum des Hippokrates. 191

VIII. Curiosa und Anekdoten:

I.

Charakteriſtiken.

Versuch

einer Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift *).

Vom

Königl. Pr. Stabsarzte ꝛc. **Dr. Trusen** in Posen.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet!
1. Thessalon. C. 5. V. 21.

Einleitung.

In einer Zeit, wie die jetzige, wo die heilige Schrift, im Gegensatz zu dem ihr entwachsenen obscuranten Mysticismus, so viele lautere Verehrer und gründliche Commentatoren gefunden, möchte auch eine Darstellung der biblischen Krankheiten und der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift in zeitgemäßem Gewande nicht überflüssig erscheinen, besonders da dieser Gegenstand, seit der Uebersetzung von Richard Mead's Abhandlung von den dämonischen Kranken oder sogenannten Besessenen ꝛc. vom Jahre 1777, meines Wissens in neuerer Zeit, außer der, mir jedoch nicht zu Gesicht gekommenen, Medicina sacra. By Thomas Shapter M. D. London 1834, nicht wieder besprochen worden ist; und obwohl eingedenk der Schwierig-

---

*) Eine Original-Mittheilung.

keiten einer anschaulichen Darstellung von dem Utile dulci dieser oft in so tiefes Dunkel gehüllten Gegenstände, gebe ich hier, im Vertrauen auf die Nachsicht der Besserunterrichteten, nach einem allgemeinen Ueberblick von dem Zustande der Heilkunde, so wie der Mosaischen Verordnungen im Betreff der öffentlichen Gesundheitspflege unter den Juden und der langen Lebensdauer derselben, die nachfolgende mühsame Ausbeute über die auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift in biblischer Ordnung, wozu ich vor einigen Jahren durch eine im Hufeland'schen Journal (72. Bd. 2. St. S. 94. 1831) gelesene Andeutung des Herrn Hofrath Dr. Pitschaft (des Plinius der neueren Zeit) über die Zweckmäßigkeit einer solchen Zusammenstellung veranlaßt wurde.

Im Ganzen ist die Schilderung der, das jüdische Volk betroffenen, Krankheiten und Seuchen in der heiligen Schrift nur spärlich, und mit Ausnahme der über den Aussatz gegebenen Beschreibung meistens dunkel und unvollkommen. Die meisten der aufgezählten und beschriebenen Krankheiten betreffen fast stets nur Könige oder andere ausgezeichnete Personen, und die Entstehung der Krankheit, so wie die Genesung wurde stets der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zugeschrieben. Wie aus mehreren Stellen der heiligen Schrift hervorgeht, beschränkten sich die Priester fast immer nur auf Beobachtung, Absonderung und Desinficirung der Kranken durch sympathetische Mittel, auch findet man nur selten bestimmte Nachrichten, daß sie sich mit der Anwendung von Arzneimitteln zur Heilung von Krankheiten befaßt haben [1]); gleichwohl aber ist es sehr wahrscheinlich, daß ihr medicinisches Handeln durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurde, da an mehreren Stellen der heiligen Schrift der Unheilbarkeit von Krankheiten gedacht wird [2]). Die weisen

1) 2. Buch der Könige C. 20. V. 4. — B. Tobias C. 11. V. 13. — Weisheit Salomon. 16, 12.

2) 2. B. d. Maccab. 9, 5. — 2. B. d. Chronik 16, 12.

Vorschriften, welche Moses dem jüdischen Volke gab, um den größten Theil der unter einem syrischen Klima gewöhnlichen Krankheiten zu verhüten, sie im Keime zu ersticken oder sie wenigstens wirksam zu beschränken, zeigen von einem umfassenden Genie. In den Städten übten die Vögte die Gesundheitspolizei: es war ihre Pflicht, dafür Sorge zu tragen, wenn sich ihnen ein leidendes Kind darbot. So lange das Kind die Muttermilch erhielt, und während seines ersten Alters, war den Müttern und Ammen anempfohlen, die größte Sorgfalt auf ihre Nahrungsmittel zu verwenden, den Busen nie unbedeckt zu lassen, das Kind weder bei Tage noch des Nachts ganz nackt zu entkleiden, dasselbe nicht barfuß oder mit entblößtem Haupte gehen zu lassen, es nicht an Orte zu bringen, die von der Sonne zu sehr getroffen würden oder dem Mondlichte des feuchten Abends auszusetzen, dasselbe am frühen Morgen aus dem Bette zu nehmen und es oft zu baden[3]). Die Frauen mußten sich während ihrer Menstruation sieben Tage entfernt halten[4]), und Männern war der Umgang mit denselben in dieser Zeit, bei Strafe der Ausstoßung aus der Gemeinde, verboten; ein solcher wurde ebenfalls sieben Tage für unrein erklärt[5]). Diese lobenswerthe Sitte hat sich noch jetzt im Orient erhalten, und in der Türkei und Persien müssen sich die Frauen sogar drei Mal täglich baden, und es ist diese Vorschrift eben so streng den Frauen vorgeschrieben, wie die Beschneidung den Männern. Die diätetischen Vorschriften, welche Moses zum Gesetz erhob, hatten theils eine moralische Tendenz, theils dienten sie zur Abwehr der furchtbarsten und verbreitetsten Krankheiten des Landes. Als Nahrungsmittel empfahl er vor Allem den Genuß der Milch an. Das

---

3) Buxtorf, Synagog. jud. c. II. p. 113. — Auszug aus den Abhandlungen des Talmud.

4) 3. B. Moses C. 15. V. 19.

5) Ibid. V. 24.

Land Israels, obgleich es Wein und Früchte in Fülle erzeugte, würde das Land der Milch und des Honigs genannt[6]), und schöne Heerden lieferten dieselbe von vorzüglicher Beschaffenheit. Der Unterschied, welchen Moses zwischen den Thieren, die wiederkäuen und gespaltene Klauen haben, und denen macht, welchen eine dieser Bedingungen fehlt, genügte ihm, trotz seiner Unvollkommenheit, für seinen Zweck[7]). Die ersteren, welche Rind, Hammel, Ziege, Dammhirsch u. a. unter sich begreifen, waren erlaubt, die andern verboten; so das Kameel wegen seines unschmackhaften, schweren Fleisches, und zur Vermeidung der Ausrottung desselben wegen seiner Nutzbarkeit als Lastthier; so das Kaninchen und das Schwein, welches die Aegypter verabscheuten, und dessen Genuß noch jetzt in diesen Ländern Ausschlagskrankheiten veranlaßt. Unter den Wasserthieren verbot Moses nur diejenigen, von denen er annahm, daß sie keine Schuppen und Floßfedern besäßen, indem er auf die Arten hindeuten wollte, welche sich im Schlamme aufhalten, und deren Genuß den Aussatz begünstige. Die ägyptischen Priester durften überall keine Fische genießen, weil durch den Genuß derselben der Reiz zum Geschlechtstriebe sehr vermehrt wird[8]). Hierher gehörten auch die Muscheln, welche, wie man behauptete, entzündliche Coliken verursachten. Eben so verhielt es sich mit den Hühnerarten und allem Wilde; Moses verbot nur die Raubvögel mit zähem, unverdaulichem Fleische, wie den Adler, Falken, Geier, die Weihe, Krähe, Eule ꝛc. Ferner mehrere Thiere, die man noch jetzt zu genießen sich scheuen würde, wie Ratten, Maulwürfe und die Insecten, welche die morgenländischen Völker zu essen gewohnt waren; und endlich einige Thiergattungen, deren Natur unmöglich zu bestimmen ist.

---

6) 4. B. Moses C. 13. V. 28.

7) 3. B. Moses C. 11. V. 3.

8) Kurt Sprengel, Versuch einer pragmat. Geschichte der Arzneikunde. Halle 1792. I. S. 52.

Das feine Fett war nicht verboten, nur der Talg; der Genuß des Blutes war aber, theils aus moralischen, theils aus religiösen Gründen, auf's Strengste in folgenden Worten untersagt: „Ihr sollt keines Leibes Blut essen, denn des Leibes Leben ist in seinem Blut. Wer es isset, der soll ausgerottet werden"[9]). Dies Verbot hatte den Zweck, das Fleisch in jenem heißen Klima zuträglicher zu machen, und der wilden Gewohnheit zu begegnen, die darin bestand, dem Thiere, lange bevor man es tödtete, einen Theil seines Blutes zu entziehen. Es wurde dadurch zugleich der Genuß aller gestürzten und an irgend einer Krankheit umgekommenen Thiere verhütet. Auch machte Moses den Priestern zur Bedingung, sich des Weines zu enthalten, wenn sie das Heiligthum betreten würden, und eben so mußten diejenigen, die sich unter dem Namen der Nasirim dem Tempeldienste weihten, in der Zeit, in welcher ihr Gelübde galt, auf den Genuß jeder geistigen Flüssigkeit Verzicht thun. Die ganze Familie des Rechab machte sich durch die Strenge, mit welcher sie vom Vater bis zum Sohne die freiwillige Entsagung, keinen Wein zu trinken, durchführte, berühmt[10]). — Die Verordnungen Moses erstreckten sich selbst auf die Schönheit der äußeren Formen, weshalb er befahl: daß ein körperlicher Fehler, übermäßige Beleibtheit oder Magerkeit, Blindheit oder eine unförmliche Nase vom Priesterdienste ausschließen solle, damit die Blicke der Versammlung nicht auf einen unangenehmen Gegenstand fielen[11]). — Die Kleidung der Hebräer bestand aus Baumwolle, Wolle oder Zwirn; nie durften die beiden letzteren aber mit einander verwebt werden, weil die Sitten der Zeit Alles, was an Vermischung verschiedenartiger Gattungen erinnerte, verwarfen. Der Oberrock (Kettel) und weite Hosen berührten die Haut unmittelbar; während der Ruhezeit blieb

9) 3. B. Moses C. 17. V. 14.
10) Prophet Jeremias C. 35. V. 6.
11) 3. B. Moses C. 21. V. 17.

jener lose angelegt, man schnürte ihn mittelst eines Gurtes zusammen, wenn man an die Arbeit ging, darüber wurde ein Mantel mit Franzen getragen. Salomo empfiehlt stets weiße, reinliche Kleidung[12]). Die Dienstboten mußten zwei Bekleidungen, die eine für die warme, die andere für die kalte Jahreszeit haben[13]). Tägliche Waschungen ersetzten unsern Reichthum an Wäsche, die überhaupt wegen des Staubes und der einfachen Fußsohlen, die man statt der Schuhe trug, unerläßlich waren. Sie rieben sich zugleich mit einem wohlriechenden Oele ein; das Haupt war mit einer Art Turban, nach Art der Perser und Chaldäer, bedeckt. Die reichen Frauen trugen Gewänder aus den feinsten Stoffen und suchten ihren Wuchs durch seidene Gürtel malerischer zu machen; sie bedeckten ihr Haupthaar mit einer Haube oder Kappe, von welcher ein Schleier herabhing, den sie nach Gefallen zurückschlugen[14]). — Eben so viel Sorgfalt verwendeten die Juden auch auf die Einrichtung ihrer Häuser, denn es geht aus vielen Umständen hervor, daß sie vorzugsweise die Abhänge der Hügel wählten, um ihre Wohnungen zu errichten; sie setzten dieselben gemeinhin dem Osten aus, der Himmelsgegend, die zur Herbeiführung einer gesunden Luft am günstigsten war, weil sie aus dem Binnenlande her wehte, daher warm und trocken war. Nach derselben Gegend hin war auch der Eingang der Stiftshütte gerichtet. Sie bedienten sich der Quadersteine, die Reichen bekleideten das Innere des Hauses mit Cedern — Cypressen — oder Tannenholz, und hatten eine Wohnung für den Sommer und eine für den Winter, der indeß bald vorüberging und nur dann eintrat, wenn Schnee in großen Massen auf dem Libanon gefallen war. Zur Erwärmung derselben bedienten sie sich der Oefen und der

---

12) Prediger Salomon. C. 9. V. 8.

13) Sprüche Salomon. C. 31. V. 21.

14) Salvador, Geschichte der Mosaischen Institutionen und des jüdischen Volks. Hamburg 1836. III. S. 45.

Kohlenbecken, wie Jeremias[15]) erzählt, „denn als der König Jehojakim sich der Schriftrolle bemächtigte, welche der Schreiber des Jeremias im Namen dieses Propheten vor dem ganzen Volke ablas, befand er sich in seinem Winterhause im neunten Monate des Jahres — im December — vor einem glühenden Kohlenkasten, auf welchen er die Schrift unter Drohungen hinwarf." Als das kühlste wurde das unterste Stockwerk zur gewöhnlichen Wohnung erwählt, die Fenster waren mit Vorhängen und Fensterschirmen verdeckt; während der heißen Tage des Sommers schlief man unter Gezelten auf den terrassenförmig eingerichteten Dächern. Die Zimmer der Frauen waren von denen der Männer getrennt. — Die Familienbegräbnisse befanden sich in einer Höhle, unter einem Baume oder auf einem Hügel, und man sorgte dafür, daß sie jährlich wieder aufgeziert und ausgebessert wurden. In eben solchen Höhlen waren auch die Begräbnisse zur Bestattung der Fremden, wie ein solches kürzlich auf dem sogenannten Blutfelde bei Jerusalem aufgefunden und ausgegraben worden[16]). Die darin befindlichen Todtengebeine waren eben so wie die Wände der Höhle schichtenweise mit Tünche überzogen und sehr gut erhalten — das erste bis jetzt entdeckte Zeugniß für jenen alten jüdischen Gebrauch. Keiner der darin aufgefundenen Schädel gehörte aber, nach der von Herrn Wilde an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung, der jüdischen Race, also wahrscheinlich Ausländern an, welche hier von den Priestern waren bestattet worden.

Ein merkwürdiger und bewundernswürdiger Umstand ist es, daß man noch jetzt, nach so vielen tausend Jahren, mitten unter den zurückstoßenden, durch langes Unglück erzeugten Zügen der gegenwärtigen Juden, zuweilen auf einigen Gesichtern Spuren ihrer alten Physiognomie, die sich in ihrer ursprünglichen Rein-

---

15) Prophet Jeremias C. 36. V. 22.

16) v. Froriep, Neue Notizen ꝛc. No. 1. Bd. 14.

heit durch sehr markirte Züge, eine Adlernase, ein lebhaftes Auge, eine freie Stirn und einen ausdrucksvollen Mund auszeichnete, entdecken kann, wozu hauptsächlich die Gewohnheit, sich unter einander zu verheirathen, am meisten beigetragen haben mag. Die jüdische Physiognomie hat aber noch jetzt bei Männern von edlem Charakter sehr viel Adel, und bei schönen Jüdinnen verbindet sie mit der gewöhnlichen Anmuth eines schönen Gesichts, einen Ausdruck von antiker Würde.

Daß ein Volk, welches in seiner kräftigen physischen Entwickelung einen so hohen Grad von körperlicher Schönheit repräsentirte, bei der Einfachheit seiner Lebensweise, auch zu einer langen Lebensdauer befähigt war, ist einleuchtend; nichtsdestoweniger aber muß das hohe Lebensziel, welches die Patriarchen desselben erreichten, in anthropologischer Beziehung unsere Verwunderung erregen, und eine Betrachtung desselben dürfte daher hier nicht am unrechten Orte sein. Man hat über das hohe Alter der ersten Menschen sehr verschiedene Vermuthungen aufgestellt, die aber alle mehr oder weniger von der wortgetreuen Erzählung der Bibelstellen abweichen und die Tendenz haben, das Lebensalter der ersten Menschen dem jetzigen anzupassen, indem man die Behauptung aufstellte, daß die menschliche Organisation zu einer so hohen Lebensdauer nicht geeignet sei, die jedoch immer nur von den jetzigen Menschen entnommen war, denn von denen der Vorwelt findet sich selten eine Spur, und Funde der Art haben sich bei näherer Untersuchung nicht bewährt, da der wahre Gebirgsstock der Erde, die syrischen und armenischen Berge, der Ural, der Himelaja, die mittelasiatischen Gebirgszüge, wo der Mensch der Vorwelt allein seßhaft war, noch völlig ununtersucht sind, und Vieles in ihrem Geklüft und in ihren Höhlen bergen mag, was einem gelehrigeren Geschlechte, als das jetzt dort wohnhafte, Licht schaffen wird. Wenn wir in Beurtheilung der Lebensdauer der Patriarchen den Worten der heiligen Schrift, als dem sichersten Wegweiser in dem labyrinthischen Dunkel, welches die Wiege

der Menschheit umhüllt, getreulich folgen, so sind wir gezwungen, die angegebenen Lebensjahre in der Genealogie derselben für volle Jahre zu halten, wofür sowohl Beweise als Analogieen in der heiligen Schrift enthalten und der bisherigen Annahme von einer Verschiedenheit der damaligen und jetzigen Zeitrechnung entgegen sind. Einige rechnen das Jahr der alten Hebräer zu einem Monat, um die hohe Lebensdauer derselben mit dem gewöhnlichen Lebensziel der jetzigen Menschen in Verhältniß zu bringen, doch ohne zu bedenken, daß sie alsdann schon im fünften oder zehnten Jahre Kinder erzeugt haben würden. Andere, gestützt auf analoge Zeitrechnung anderer orientalischer Völkerschaften, zu drei Monaten, ohne diese Absicht zu erreichen, denn alsdann würde Metusalech immer noch 242 Jahr alt geworden sein. Gegen diese willkürliche Abweichung von der heiligen Schrift beweist die Erzählung von der Fluth auf das Bestimmteste, daß hier Jahre für wirkliche Jahre zu nehmen sind, denn aus deren Berechnung gehen genau die zwölf Monate hervor, von denen der zehnte namentlich[17]) und der 27ste Tag eines Monats[18]) erwähnt werden. Um dies näher zu ermitteln, dürfen wir nur der Erzählung der heiligen Schrift von dem Eintritt und der Dauer der Fluth folgen, in welcher stets nach dem Leben Noach's gerechnet wird, so daß also die Angaben der Tage, Monate und Jahre sich nach dessen Leben richten. „Die Fluth begann", heißt es[19]), „nach sieben Tagen", — womit hier wahrscheinlich die Trauerzeit um das gleichzeitige Ableben Metusalech's gemeint ist — „im 600sten Lebensjahre Noach's, im 2ten Monat, am 17ten Tage"[20]). „Und die Wasser schwollen über der Erde 150 Tage"[21]). „Und die

17) 1. Buch Moses C. 8. V. 5.
18) Ibid. V. 14.
19) 1. Buch Moses C. 7. V. 10.
20) 1. Buch Moses C. 7. V. 11.
21) Ibid. V. 24.

Wasser nahmen ab nach Verlauf der 150 Tage"[22]). „Und die Arche ruhete im siebenten Monat, am 17ten Tage des Monats auf den Bergen Ararat"[23]). Hieraus ergiebt sich die Gewißheit, daß der Monat zu 30 Tagen gerechnet worden, denn vom 17ten des zweiten bis zum 17ten des siebenten Monats, also auf fünf Monate, werden 150 Tage gerechnet. Und den deutlichen Beweis, daß auch das Jahr zu zwölf Monaten gerechnet wurde, liefert die weitere Erzählung von der Fluth ebenfalls in folgender Berechnung: „Da nahmen die Gewässer allmälig ab bis zum 10ten Monat, im zehnten, — also nach Verlauf von neun Monaten — am ersten des Monats waren sichtbar die Spitzen der Berge. Und nach Verlauf von 40 Tagen entsandte Noach einen Raben, der flog ab und zu. Hierauf harrte er sieben Tage und entsandte eine Taube, die Abends mit einem abgepflückten Oelblatt im Munde zurückkam. Und wiederum nach sieben Tagen entsandte er die Taube, aber sie kehrte nicht wieder zu ihm zurück. Da war es im 601sten Jahre — nämlich von Noach's Alter — am ersten des Monats"[24]). Rechnet man nun den oben angegebenen Zeitraum von 10 Monaten und 24 Tagen dem Alter Noach's von 600 Jahren 1 Monat und 17 Tagen, in welchem er zur Zeit des Ausbruches der Fluth stand, nach unserem Sonnenjahre hinzu, so ergiebt dies das Alter Noach's von 601 Jahr und 11 Tagen. Diese überschüssigen 11 Tage wären sodann diejenigen, welche das Sonnenjahr mehr hat als das Mondjahr von 354 Tagen noch jetzt nach dem jüdischen Kalender, dessen zwölf Monate wechselsweise 30 und 29 Tage haben. Die Angabe der Lebensjahre vor und nach der Fluth beweist ferner, daß vor wie nach derselben gleiche Zeitrechnung galt[25]), und

22) 1. Buch Moses C. 8. V. 3.
23) Ibid. V. 4.
24) Ibid. V. 5—12.
25) 1. Buch Moses C. 11. V. 10.

die Lebensjahre nach der Fluth unter den zehn Geschlechtern von Schem bis Abram fast regelmäßig abnahmen, so daß Ersterer, welcher 98 Jahr vor dem Eintritt der Fluth geboren war, noch das Alter von 600 Jahren, wie keiner seiner Nachkommen mehr, erreichte, und Letzterer nur 175 Jahr alt wurde. Auch stehen die Jahre der Kindererzeugung ganz im Verhältniß mit dem Lebensalter der Patriarchen[26]); nur waren sie verhältnißmäßig früher mannbar, als das heutige Geschlecht. Wenn wir daher dieser Schilderung von der Dauer der Fluth, als dem ursprünglichsten Documente für die Beurtheilung der Zeitrechnung und der Lebensdauer der alten Hebräer in jenen Zeiten, Glauben schenken und nicht willkürlichen Vermuthungen und Auslegungen von einer anderartigen Zeitrechnung der Juden Raum geben wollen, so sind wir gezwungen, die Angaben von dem Lebensalter Noach's und aller seiner Zeitgenossen, trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten, nach der biblischen Darstellung für wahr zu halten, und können die allmälige Abnahme der Lebensdauer der Menschen nur in dem allmälig verfeinerten Culturzustande der Welt überhaupt und der gesteigerten Geisteskräfte der Menschheit insbesondere suchen, die in ihrem immer mehr zunehmenden Wachsthume, dem Gedeihen und der Ausdauer der körperlichen Organisation der Menschen jetzt weniger förderlich sind, als dies in jenen Zeiten bei der Einfachheit des Hirtenlebens jener Patriarchen, ihrer Frugalität und der freien, luftgewohnten, nomadischen Lebensweise derselben der Fall sein mußte, und dem Menschen, im Verhältniß zu dem Grandiosen der ganzen vorzeitigen Natur, auch eine größere, der langen Lebensdauer entsprechende, körperliche Entwickelung gestattete, wofür sich auch an mehreren Stellen der heiligen Schrift analoge, dies bestätigende Angaben von Riesen finden, wenn anders die Benennungen: Nephilim und Gibborim, auf die körperliche Beschaffenheit jener Menschen und ihre relative Körper-

26) 1. Buch Moses C. 5. V. 3.

länge richtig gedeutet worden ist. „Die Riesen", heißt es in diesem Sinne[27]), „waren auf der Erde in selbiger Zeit und auch nachher, als die Söhne der Göttlichen — Mächtigen — gekommen zu den Töchtern der Menschen, und sie ihnen geboren". „Diese sind die Gewaltigen, welche von Alters her Männer vom Ruhme — Kriegsmänner und allzeit fertige Kämpfer — waren". Und später, als Moses nach dem Auszuge aus Aegypten Kundschafter in das Land Canaan entsandte, kamen sie zurück und sagten: „Alles Volk, das wir drinnen sahen, sind Leute von großer Länge. Wir sahen auch Riesen daselbst, und wir waren vor ihren Augen als Heuschrecken"[28]). Ferner wird von Og, dem König der Riesen, erzählt: „Siehe, sein eisern Bette ist allhier, neun Ellen lang und vier Ellen breit, nach eines Mannes Ellenbogen"[29]). Auch die Sagenwelt aller alten Völker spricht von ihnen, und Perser und Germanen haben Hünengräber noch heute aufzuweisen[30]).

Wir gehen nun in biblischer Ordnung zur speciellen Darstellung und Erläuterung der auf die Medicin bezüglichen Stellen der heiligen Schrift über.

§. 1.

1. Buch Moses C. 17. V. 11.

„Beschneiden sollt ihr das Fleisch eurer Vorhaut, und dies sei zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch; und zwar acht Tage alt soll beschnitten werden bei euch jegliches Männliche".

Hiernach wurde die Beschneidung unter den Israeliten von Abram, in Folge göttlicher Eingebung, zum Zeichen des Bundes eingeführt, daß der Beschnittene von Geburt an dem Dienste des einzigen Gottes geweiht sei, dem Stamme ange-

27) 1. Buch Moses C. 6. V. 4.

28) 4. Buch Moses C. 13. V. 33.

29) 5. Buch Moses C. 3. V. 11.

30) Philippson, Comment. zur israelitischen Bibel. Leipzig 1839. S. 30.

höre, der als der Träger der wahren Erkenntniß bezeichnet wurde, und damit jede Vermischung mit andern Völkern dadurch verhindert würde[31]). Auch ist dies viel wahrscheinlicher als die ursprüngliche Veranlassung hierzu zu betrachten, als die Verhinderung des Mißbrauches des Geschlechtstriebes — „Schwächung der Wollust" — nach Maimonides, worüber derselbe sich mit folgenden Worten ausdrückt: „superfluus tantum appetitus coeundi diminuitur"[32]). Das Gesetz übertrug dieses Amt nicht den Priestern allein, sondern der Vater, jeder Andere, und selbst die Frauen durften die Beschneidung vollziehen[33]). Ob dieselbe bei Abram ursprünglich gewesen, oder von andern Völkern, namentlich den Aegyptern, entlehnt worden sei, darüber ist man verschiedener Meinung gewesen, und zwar hat man aus der kurzen Redeweise des obigen Verses schließen wollen, daß sie dem Abram schon bekannt gewesen. Wiewohl die Beschneidung bei den Aegyptern üblich war, so betraf sie doch nur die ägyptischen Priester, bei denen sie zur priesterlichen Weihe gehörte, und Pythagoras mußte sich ihr unterwerfen, um in die Geheimnisse Aegyptens eingeweiht zu werden. Daß die Beschneidung bei den Aegyptern nicht allgemein war, geht aus folgender Stelle der heiligen Schrift hervor, wo von der Beschneidung sämmtlicher Israeliten, die in der Wüste nicht waren beschnitten worden, die Rede ist: „Heute habe ich abgewälzt die Schande Aegyptens von Euch"[34]), womit hier ohne Zweifel das Unbeschnittensein der Aegypter bezeichnet ist. Wie Abram seinen Sohn Ischmael beschnitt, als er dreizehn Jahr alt war[35]), so findet die Beschneidung bei den Mohamedanern ebenfalls zum dreizehnten Jahre Statt, was sie fast eben so strenge vollziehen, als die Juden die Beschneidung am achten

31) Ibid. pag. 76.
32) Maimonides, More-Nevochim III. C. 49. p. 505.
33) 2. Buch Moses C. 4. V. 25.
34) Buch Josua C. 5. V. 9.
35) 1. Buch Moses C. 17. V. 25.

Tage. Ueber die Ausführung dieser blutigen Ceremonie selbst sind die biblischen Nachweise eben so kurz[36]), als über manche andere Ceremonialgesetze. Man bediente sich steinerner Messer dazu[37]); ob aber die Vorhaut blos damit aufgeritzt oder ein Theil davon abgeschnitten wurde, ist nirgends angegeben. Bei der jetzt üblichen Beschneidung wird die Vorhaut mit einem Zänglein gefaßt, ein Stück am Rande mit einer Scheere herausgeschnitten, alsdann werden die beiden Lefzen mit den Fingern bis zur Corona glandis durchgerissen. Hierauf wird das Blut von dem Operateur (Rabbiner) mit dem Munde ausgesogen, und auf die dann noch blutende Fläche ein styptisches Pulver, gemeinhin von Lycoperdon Bovista, gestreut. Daß auf diese Weise dem beschnittenen Kinde leicht mancherlei ansteckende Krankheiten eingeimpft werden können, wie Rust und Theiner[38]) aus ihrer Erfahrung mittheilten, ist einleuchtend.

§. 2.

1. Buch Moses C. 30. V. 37 —.

„Jacob nahm frische Stäbe von Weißpappel, Mandelbaum und Ahorn, und schälte an ihnen weiße Streifen, und stellte die Stäbe, die er geschält, in die Wasserrinner, in die Trinktröge, wohin die Schafe kamen, zu trinken, gerade vor die Schafe, daß sie brünstig würden, während sie kamen, zu trinken. Also empfingen die Heerden über den Stäben, und brachten sprenglichte, fleckete und bunte. Wenn der Lauf der Frühlinger Heerde war, stellte er die Stäbe in die Rinnen vor die Augen der Heerde, daß sie über den Stäben empfingen, aber in der Spätlinger Lauf stellte er sie nicht hinein. Also wurden die Spätlinge des Laban, und die Frühlinge des Jacob".

Weil Laban alle Sorge trug, den Antheil Jacob's gering zu halten, so suchte Jacob durch List ihn zu vergrößern,

---

36) Buch Josua C. 5. V. 8.

37) 2. Buch Moses C. 4. V. 25.

38) Hufeland's Journal der pr. Arzneiwissenschaft. 53. Bd. 4. St. S. 127.

indem er den stärkeren Schafen zur Brunstzeit im Frühjahre buntgeschälte Stäbe vorlegte, um seine Heerde durch buntgefleckte Lämmer, die er von der nicht gefleckten Heerde Laban's sonderte, zu vermehren; gleichwie man heut zu Tage den Kühen buntgefleckte Tücher vorhängt, damit sie bunte Kälber werfen sollen. Da das Schaf in Asien zwei Mal des Jahres wirft, und die Frühlingslämmer kräftiger ausfielen, so baute Jacob seine List darauf, daß die Schafe, durch den Anblick der gestreiften Stäbe erhitzt, buntgesprenkelte Lämmer werfen würden. Die vollgültige Erfahrung bei älteren und neueren Schafzüchtern stimmt auch ganz damit überein, daß insbesondere bei dem Schafvieh die Einbildungskraft ungemein auf die Frucht wirke[39]). Nach Nevermann[40]) findet dieses Nachbilden der Eigenthümlichkeit fremder Organismen auch bei Tauben und überhaupt bei den meisten, dem Stallleben hingegebenen Thieren Statt. In solchen Fällen aber bleibt, nach Braun's Darstellung[41]), die Veränderung in der Nachbildung solcher Thiere erfahrungsmäßig stets innerhalb der Gattung stehen, und die Ursache der bei ihnen vorkommenden Varietäten ist daher lediglich in den Verrückungen aus den diesen Thieren angemessenen Verhältnissen, so wie in der häuslichen Pflege und den dadurch begründeten veränderten Einflüssen zu suchen, wodurch entweder theilweise oder ganz vom Normalen abweichende, demnach krankhafte Abweichungen des Bildungstriebes dieser Thiere begründet werden. Dies erinnert uns an das sogenannte Versehen der Schwangern und den davon abhängig gemachten Einfluß auf die Gestaltung der menschlichen Frucht, wovon sich in neuerer Zeit, ungeachtet das Factum vielseitig bestritten worden, eine Menge der auffallendsten Beispiele ergeben

---

39) Philippson, l. c. p. 157.

40) Ammon's Monatsschrift. II. 3. Heft. p. 290.

41) Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde. 1840. 2. Heft. p. 413.

haben[42]). Der auffallende Unterschied aber, daß die Veränderungen in den Nachbildungen der Thiere stets innerhalb ihrer Gattung stehen bleiben, dagegen bei dem Menschen die Gattung überschritten werden kann, so daß die verschiedenartigsten Merkmale von Thiergestaltungen und Vegetabilien übertragen worden sind, erinnert uns, ohne hiermit der Phantasie, oder der lebhaften Einbildungskraft der Mutter, nach dem post hoc, ergo propter hoc, allein das Wort reden zu wollen, lebhaft an Humboldt's Versuche über die Nervenwirkungen, wodurch dargethan ist, daß dieselben nicht sowohl durch die organische Masse der Nerven selbst, als vielmehr durch ihre sensible Sphäre geschehen, daher die Möglichkeit einer solchen Seelenwirkung auf das plastische Geschäft des Uterus nicht ganz in Abrede zu stellen ist, wenn man gleich dergleichen Abweichungen von der ursprünglichen Form des menschlichen Fötus überhaupt mehr als die Folge einer abnormen oder kranken Bildungskraft der Mutter ansehen muß. Was hier von einzelnen Gattungen gesagt ist, findet man auch im Großen bei ganzen Völkerschaften wieder. So scheint die Aufstellung schöner Statuen im alten Griechenland das Meiste zur Veredlung des Geschlechts und zur Verschönerung menschlicher Formen beigetragen zu haben, weil die gesegneten Mütter ein Ideal von Schönheit stets vor Augen hatten und daher auch reizende Kinder bekamen. Eine ähnliche Wirkung beobachtet man von den häufigen Heiligenbildern in manchen Ländern. In Spanien und Italien, wo die hoffende Mutter oft stundenlang in tiefster Andacht eine schöne Madonna, eine liebestrahlende Justa, eine verklärte Eulalia betrachtet, findet man die Züge jener Bilder häufig sehr genau in den gebornen Töchtern wieder. Daher mögen die vielen Madonnen und lebendigen Heiligengesichter kommen, die man mehr als irgendwo in Spanien

---

42) Kluge, Versuch einer Darstellung des animalischen Magnetismus. Berlin 1811. p. 354.

findet[43]). Einen ähnlichen, wiewohl mehr unschönen Effect scheint das bekannte Bild der schwarzen Mutter Gottes in Czenstochau auf das dortige und benachbarte Landvolk von ganz Oberschlesien, wo ein abschreckendes Conterfei den Hausaltar in jeder Hütte ziert, auszuüben, denn weit und breit sieht man dort in dem breiten, abgeplatteten, stupiden Antlitz des Landvolkes, besonders des weiblichen, die Gesichtszüge aus jenem Bilde vermenschlicht.

§. 3.

1. Buch Moses C. 38. V. 28.

„Und da Thamar gebären sollte, wurden Zwillinge in ihrem Leibe erfunden. Und als sie jetzt gebar, that sich eine Hand heraus. Da nahm die Wehemutter, und band einen rothen Faden darum, und sprach: Der wird der Erste herauskommen. Da aber der seine Hand wieder hineinzog, kam sein Bruder heraus, und sie sprach: Warum hast Du um Deinetwillen solchen Riß gethan? Darnach kam sein Bruder heraus, der den rothen Faden um seine Hand hatte".

Wir begegnen hier der ersten und ältesten Nachricht von Hebammen in der heiligen Schrift, und sie gehörten damals wie jetzt, gleich den Aerzten, zu den geachtetsten Bedürfnissen der Juden[44]). Die Kenntnisse derselben mögen aber höchst beschränkt gewesen sein, denn nach mehreren Stellen der Bibel erstreckte sich ihre Hülfsleistung bei den israelitischen Weibern meist nur auf Anordnung einer zweckmäßigen Lage während der Geburt, Empfangen des Kindes, Behandlung der Nabelschnur und weitere Besorgung des Neugebornen; und der hier angeführte Gebrauch der Schlinge bei dem vorgefallenen Arm des zweiten Zwillingskindes kann eben auch weiter nicht als geburtshülfliche Operation angesehen werden, da dieselbe wahr-

43) v. Auffenberg, Reise nach Granada und Cordova. 1835. II. p. 100.

44) 2. Buch Moses C. 1. V. 21. — Jesus Sierach C. 31. V. 25.

scheinlich nur in der Absicht angelegt worden war, um die vermeintliche Erstgeburt damit zu bezeichnen. Um so auffallender wäre daher der Umstand, daß die Wehemutter schon die Zwillingsgeburt bei der Thamar vorausbestimmend erkannt habe, „da sie gebären sollte"; wogegen es doch bekanntlich selten eher möglich ist, das Vorhandensein von Zwillingen zu bestimmen, als nach der Geburt des ersten Kindes, wenn nicht etwa, wie in seltenen Fällen, einzelne Theile beider Kinder oder deren einzelne Eihäute zu gleicher Zeit vorliegen, daher diesem Satze weniger eine prognostische als rein historische Bedeutung beizulegen ist. Die Worte der Wehemutter: „warum hast Du um Deinetwillen solchen Riß gerissen?" werden von Philippson[45]) nur als der Ausdruck eines freundlichen Unmuthes derselben bezeichnet, daß ihre Mühwaltung, mit der sie den Serach durch den rothen Faden als Erstgebornen bezeichnen wollte, vergeblich war; es scheint jedoch vielmehr eine Ruptura perinaei darunter verstanden zu sein, da die Hebamme während der Geburt den Damm nicht vor dem Einriß durch zweckmäßige Unterstützung zu schützen, verstanden haben mochte.

§. 4.

1. Buch Moses C. 50. V. 2.

„Joseph befahl seinen Knechten, den Aerzten, daß sie seinen Vater salbeten; und sie salbeten ihn, bis daß vierzig Tage um waren, denn so lange währen die Salbetage".

Diese Geschichte fiel nach aller wahrscheinlichen Chronologie 1672 Jahr vor Christi Geburt vor[46]). Dies ist die erste Nachricht von Aerzten unter den Juden, welche uns die Geschichte derselben aufbewahrt hat. Es ist jedoch von eigentlichen Aerzten unter dem israelitischen Volke noch an mehreren Stellen der heiligen Schrift die Rede. So waren mehrere Zeitgenossen

45) l. c. p. 205.

46) Kurt Sprengel, l. c. I. p. 30.

Salomo's durch den Eifer, den sie auf die Erforschung der Heilkräfte der Pflanzen verwendeten, berühmt geworden, und die Sprüche deuten vielleicht auf die Heilkunde hin, wenn sie sagen: „das wird Deinem Nabel gesund sein und Deine Gebeine erquicken"[47]). Auch die Sprüche Jesus Sierach[48]) beweisen, welche Wichtigkeit die Hebräer der Heilkunde beimaßen: „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß Du ihn habest zur Noth. Die Kunst des Arztes erhöht ihn, und macht ihn groß bei Fürsten und Herren. Wenn Du Dich krank fühlst, so flehe zu Gott, und rufe die Hülfe des Arztes an, denn der vernünftige Mann verachtet die Heilmittel der Erde nicht". Auch von dem König Assa, der von der Gicht befallen wurde, wird erzählt: „daß alle Mühen der Aerzte fruchtlos waren[49]). Jeremias ruft aus: „Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt nicht da? Warum ist die Tochter meines Volkes nicht geheilet?"[50]) Und Hesekiel beschreibt in folgenden Worten einige chirurgische Mittel seiner Zeit, woraus hervorgeht, daß man sich auch auf Behandlung chirurgischer Krankheiten verstand: „Menschensohn! der Arm Pharao's, den ich zerbrochen, wurde noch nicht gereckt, daß Heilmittel gebraucht werden könnten, daß er mit Binden umwickelt und gestärkt werden könnte, um das Schwert wieder zu ergreifen"[51]). Aus Allem geht hervor, daß die medicinischen Kenntnisse unter den alten Hebräern überhaupt sehr hoch geachtet wurden; sie verlangten dieselben aus Achtung, die sie dem höheren Geiste, dem Gegenstand ihrer ewigen Bewunderung, zollten, von allen zu gesetzgebenden Verrichtungen berufenen Männern als nothwendige Ergänzungswissenschaft, wie Maimonides

---

47) Sprüche Salomonis C. 3. V. 8.
48) Jesus Sierach C. 38. V. 1.
49) 2. Buch der Chronik C. 16. V. 12. — Ev. Luc. C. 8. V. 43.
50) Prophet Jeremias C. 8. V. 22.
51) Prophet Hesekiel C. 30. V. 21.

berichtet: „Non constituunt magistratus, inquit, nisi viros sapientes, prudentes, exercitatos in lege, doctos valde, scientes quoque aliquid de caeteris artibus, velut medicina“ [52]). Folgendes Princip der gerichtlichen Medicin in den Mosaischen Verordnungen [53]): „Wer seinen Nächsten mit der Faust oder einem Stein verwundet, soll ihn, nach Maaßgabe des dadurch verursachten Schadens, für den Verlust der Zeit entschädigen, und ihn heilen lassen“, scheint das Dasein von Aerzten unter den Juden, wenigstens schon zu Moses Zeiten, zu bestätigen. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch diejenigen, welche das Einbalsamiren Jacob's besorgten, besondere Aerzte gewesen seien, denn es existirten zu jener Zeit in der Kaste der Aerzte viele Unterabtheilungen, und diejenigen, welche sich mit dem Einbalsamiren beschäftigten, wurden Salbärzte — *ταριχέυται* — genannt. Obgleich ausgemacht ist, daß das Einbalsamiren der Leichname von den Aegyptern, theilweise wenigstens, auf die Juden überging, so ist doch nichts Ausführliches über ihre Balsamationsmethode bekannt. Ueberhaupt war die Balsamation bei den Juden weniger allgemein, und meist nur den vornehmeren gestattet, bei denen alle Höhlen des Körpers entleert und mit kostbaren aromatischen Stoffen angefüllt wurden, sodann salbte man das Aeußere und Innere, und umwickelte den Körper mit Papyrus und feinen in harzige Auflösung getauchten Binden; die ärmeren Leute dagegen begnügten sich damit, den Körper mit Salz zu schwängern [54]). Auch scheint ihre Methode, die Memphische Mumificirung, nicht eine so lange Dauer der Mumie, wie die Thebaische bei den Aegyptern, bezweckt zu haben, und unvollkommener gewesen zu sein, da dieselbe bei ihnen nur vierzig, bei den Aegyptern aber

---

52) Maimonides, De Synhedriis. c. I.
53) 2. Buch Moses C. 21. V. 18.
54) Salvador, l. c. p. 304.

siebzig Tage dauerte[55]). Daß übrigens Christus balsamirt worden ist, geht aus dem Evangelisten Johannes[56]) überzeugend hervor. Gleich ihren Vorfahren, setzten die zerstreuten Juden das Studium der Heilkunde später fort, und trotz der falschen Richtungen, welche die größere Anzahl unter der Herrschaft des Zeitgeistes und abergläubischer Ideen annahm, leisteten sie ihr dennoch anerkannte Dienste. Nachdem sie durch ihre syrischen Uebersetzungen die Araber mit den Schriften der Griechen bekannt gemacht hatten und die ersten Aerzte der Sarrassener gewesen waren, wurden sie auch die ersten Aerzte der Christen, denen sie die Wissenschaft der Araber mittheilten. Die Könige und selbst die Päbste wandten sich an sie; ihre Schulen füllten Spanien und das Narbonnische Gallien[57]), und gaben den Antrieb zur Errichtung der berühmtesten Facultäten Europa's. In Montpellier fanden sich, nach Astruc, damals viele angesehene Juden, wo sie, nach der Zerstörung ihrer Lehrstühle im Orient, einen sicheren Zufluchtsort fanden, und sich hier lange Zeit das Recht erhielten, die Medicin zu studiren und zu lehren.

§. 5.

2. Buch Moses C. 1. V. 15.

„Und der König von Aegypten sprach zu den Hebeammen, Schuphrah und Puah: Wenn Ihr die Ibräerinnen entbindet, und auf dem Kreisstuhl sehet, daß es ein Sohn ist, so tödtet ihn; ist es aber eine Tochter, so lasset sie leben".

Da der König Pharao durch den, den Israeliten auferlegten Frohndienst ihre Vermehrung nicht verhindern konnte, so wollte er derselben ganz materiell durch Tödtung der neugebornen Knaben entgegentreten; doch die Hebammen, welche

---

55) Kurt Sprengel, l. c. I. p. 61.
56) Ev. Johannes C. 19. V. 39. 40.
57) Kurt Sprengel, l. c. I. p. 269.

hier namentlich genannt sind, und wahrscheinlich nicht die einzigen, sondern vielmehr die obersten der Hebeammen waren, wie in Aegypten alle Stände und Gewerbe ihren Obersten, Fürsten, hatten, umgingen diesen Befehl des Königs[58]), sich damit entschuldigend: sie könnten die Kinder nicht tödten, weil die Ibräerinnen schon geboren hätten, wenn sie zu ihnen kämen[59]), und die Tödtung der Neugeborenen später beim Baden derselben, wo doch noch Andere zugegen sind, nicht mehr heimlich geschehen konnte[60]). Hieraus geht hervor, daß sich die Hebeammen schon zur Zeit Pharao's in Aegypten eines eigenen Kreis- oder Gebärstuhls bei den Gebärenden bedienten, welcher Meinung auch Siebold[61]), Osiander[62]) und Kilian[63]) gewesen sind, was auch um so glaubwürdiger ist, da sonst die Entschuldigung der Hebeammen, daß die Ibräerinnen schon geboren hätten, wenn sie zu ihnen kämen, ganz unstatthaft wäre, wenn sie die Kinder nicht während der Geburt, also beim Sitzen auf dem Kreisstuhle, heimlich hätten tödten sollen[64]). Ob dies aber ein, nach unserer Art künstlich verfertigter Gebärstuhl gewesen, muß aus Mangel an zuverlässigeren Nachrichten dahingestellt bleiben, und wird von Ulsamer[65]) in Zweifel gezogen, welcher dem Eucharius Rösslin, dem Verfasser des ersten Handbuches über Geburtshülfe im Jahre 1513, die erste Er-

---

58) 2. Buch Moses C. 1. V. 17.

59) Ibid. V. 19.

60) Philippson, l. c. p. 298.

61) E. v. Siebold, Lehrbuch der theoretischen und praktischen Entbindungskunde I. §. 58.

62) Osiander, Handbuch der Entbindungskunst. 2. Bd. 2. Aufl. Tübingen 1830. S. 105.

63) Kilian, Operative Geburtshülfe I. S. 141.

64) 2. B. Moses C. 1. V. 19.

65) Encyclopäd. Wörterbuch der med. Wissenschaften. 14. Bd. S. 178.

findung und Anwendung eines künstlich verfertigten Gebärstuhls zugesteht.

§. 6.

2. Buch Moses C. 22. V. 19.

„Wer ein Thier beschläft, der soll des Todes sterben. Und kein Weib soll mit einem Thier zu schaffen haben, denn es ist ein Gräuel“[66].

Wie bei der nomadischen Lebensweise des israelitischen Volkes in einem syrischen Klima Ausschweifungen, Sittenlosigkeit und Laster aller Art Eingang fanden, so war dies auch mit der Sodomie und der Päderastie[67] der Fall, die nach den Mosaischen Gesetzen mit dem Tode bestraft wurden. Nach der C. C. C. stand die Feuerstrafe auf dieses Verbrechen, das vornehmlich in warmen Ländern angetroffen wurde. So erzählt Sonnini[68], daß — obgleich es etwas fabelhaft klingt — die Aegypter das männliche Krokodill von dem auf dem Rücken liegenden weiblichen verjagen, um mit ihm Sodomiterei zu treiben. Die Ziegenhirten in Sicilien sind in dem allgemeinen Ruf, es mit ihren Ziegen zu halten. Auf der Küste von Guinea sollen sich die Weiber gern den herumschweifenden, großen Affen ergeben, und die Perser geben sich mit Eselinnen ab, um sich vom Hüftweh zu befreien[69]. Der Beischlaf einer Christin mit einem Juden wurde vor Zeiten ebenfalls der Sodomie gleichgeachtet; dagegen besaßen einige das Kunststück, sich die Vorhaut zu verlängern, um sich ein christliches Ansehen zu geben[70].

---

66) 3. Buch Moses C. 18. V. 23.

67) 3. Buch Moses C. 20. V. 13.

68) Sonnini, Reisebeschreibung von Ober- und Nieder-Aegypten. A. d. Französ. 1800. S. 366.

69) Blumenbach, De hum. gen. var. nat. p. 100.

70) Amman, Med. crit. p. 218.

§. 7.

3. Buch Moses C. 12. V. 2.

„Wenn ein Weib besaamet wird, und gebieret ein Knäblein, so soll sie sieben Tage unrein sein, so lange sie ihre Krankheit leidet, und sie soll daheim bleiben 33 Tage in dem Blut ihrer Reinigung. Kein Heiliges soll sie anrühren, und zum Heiligthum soll sie nicht kommen, bis daß die Tage ihrer Reinigung aus sind. Gebieret sie aber ein Mägdlein, so soll sie zwo Wochen unrein sein, so lange sie ihre Krankheit leidet, und soll 66 Tage daheim bleiben in dem Blut ihrer Reinigung".

Die Gründe dieser verschiedenen Wochenbettsdauer, je nach der Geburt eines Knaben oder eines Mädchens, welche der Gesetzgeber den Israelitinnen vorgeschrieben, entsprangen aus dem Vorurtheil, daß der Verlauf des Wochenbettes bei einer weiblichen Geburt gefährlicher, als bei einer männlichen wäre[71]). Ramban, ein alter hebräischer Bibelcommentator, leitet den hier angeführten Unterschied in der Wochenbettsdauer zwischen einem Knaben und einem Mädchen von der kälteren und feuchteren Natur des weiblichen Geschlechts gegen das männliche ab, und sagt, indem er sich auf den Maimonides bezieht[72]): Es ist bekannt, daß die Krankheiten der kalten (weiblichen) Naturen einer längeren Reinigung, als die der warmen (männlichen), bedürfen, und da des Weibes Natur kalt und feucht, auch die Gebärmutter bei der weiblichen Geburt größer ist, als bei der männlichen, so bedarf es zur Absonderung der kalten Schleimie und fauligen Flüssigkeiten bei der weiblichen Geburt mehr Zeit, als bei einer männlichen, wo mehr Hitze und weniger Flüssigkeit ist. Wie aus dem Talmud ferner hervorgeht, bringt eine Frau ein männliches Kind zur Welt, wenn der Saame zuerst von ihr, ein weibliches hingegen, wenn solcher zuerst vom Manne fließt. Die Geburt eines männ-

---

71) Salvador, l. c. p. 52.

72) Abhandlungen aus dem Talmud.

lichen Kindes zeigt daher eine hitzige Natur der Gebärerin, so wie die Geburt eines weiblichen Kindes eine kalte Natur derselben an. Vermöge ihrer hitzigen Natur bei einer männlichen Geburt, geht die Absonderung und Reinigung von den bösen krankhaften Ueberflüssen alsdann schneller vor sich, so daß zu deren gänzlichen Beendigung eine 7 und 33tägige Frist, bei einer weiblichen hingegen, wo wegen der kalten Natur der Gebärerin diese Flüssigkeiten nicht so rasch abgesondert und gereinigt werden, eine doppelte Absonderungs- und Reinigungsfrist für nöthig erachtet wurde. Wie das oberste Princip aller, die geschlechtlichen Verrichtungen betreffenden, Mosaischen Verordnungen auf Erhaltung und Vermehrung des israelitischen Volkes abzielte, so bezweckte auch dieses Gesetz eine Schonung der Frauen, für welche, da sie in jenem heißen Klima früh die mannbare Zeit erreichten, es nothwendig war, daß diese Absonderung, so wie die monatliche Reinigung ohne die geringste Störung von Statten ginge. Es ist merkwürdig, daß ehedem bei den Juden keine Absonderung des menschlichen Körpers für unrein gehalten wurde, als solche, die wie das Blut, der Saame und jeder Schleim den Weg durch die Geburtstheile nahm, dahingegen das durch einen Blutsturz, durch Nasenbluten oder sogar auch durch die Mastdarmgefäße abgehende Blut Niemand verunreinigte. Auf den ehelichen Umgang aber mit einem Weibe zur Zeit ihrer Reinigung legte Moses sogar die Todesstrafe[73]). Die Frau mußte deshalb in ihren besonderen Gemächern verweilen, und der Mann durfte sich weder ihrem Bette nähern, noch sie mit der Hand berühren, ohne sich nachher zu waschen[74]), weil sie so lange „treif", d. h. unrein war. Das Mosaische Gesetz verpflichtete die Israelitinnen, sich nach der Wochenbettsreinigung, so wie nach überstandener Menstruation in Quellwasser zu baden, welche Sitte sich bei

73) 3. Buch Moses C. 20. V. 18.
74) 3. Buch Moses C. 15. V. 27.

ihnen auch bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Das Bad, welches sich gewöhnlich in einem Keller befindet und gemeinschaftlich von den jüdischen Frauen einer ganzen israelitischen Gemeinde benutzt wird, ist aber oft so unzweckmäßig eingerichtet, daß manche Judenfrau sich den Tod zugezogen hat. Das Quellenbad befindet sich in größeren Städten gewöhnlich in den Kellern der Synagoge, in kleineren Orten in Privatkellern. In großen Städten sind sie hin und wieder ziemlich gut, bei weitem die meisten aber sind erschrecklich schlecht, besonders in kleineren Städten, in Dörfern und wo die Gemeinden sehr arm sind. Die Badende ist gehalten, bis über den Kopf unterzutauchen; geschieht dies nicht, so ist das Bad ungültig und muß wiederholt werden; daher befindet sich meist auf der untersten Stufe eine Frau, die den Kopf der Badenden untertaucht, falls durch Uebung sie dies noch nicht selbst erlernt hat. Da nun oft eine ganze Gemeinde, zuweilen die Judenschaft einer ganzen Gegend, nur ein Bad besitzt, das Wasser keinen Abfluß hat, daher oft Jahre lang für alle Badende dasselbe bleibt und im Winter nicht gehörig erwärmt werden kann, so ist es erklärlich, daß nicht allein die Reinigung unvollständig sein muß, sondern auch verschiedene Krankheiten durch Ekel und Erkältung bei reizbarem Hautsystem nach überstandenem Wochenbette dadurch entstehen können, ja selbst erfahrungsmäßig mancherlei Ansteckungsstoffe dadurch verbreitet werden [75]). Dadurch, daß die Frauen während der Zeit ihrer Reinigung ehedem sich vom Tempel entfernt halten und nachher zwei Turteltauben als Opfer darbringen mußten, wurde vom Gesetzgeber eine Art von sanitätspolizeilicher Aufsicht unterhalten. Unter ähnlichen Umständen waren auch Männer diesem Gesetze

---

75) Mombert, Das Kellerquellbad der Israelitinnen. Mühlhausen 1828.

Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde. 10ter Band. S. 246.

unterworfen[76]), und von einigen Völkerschaften Africa's berichten die Reisenden ähnliche Gebräuche. Im Lande der Isſiner ist in jedem Orte, etwa hundert Schritt davon entfernt, ein besonderes Gebäude, Burnamon genannt, dazu bestimmt, die Frauen während der monatlichen Periode aufzunehmen[77]). Die Frauen des Königreichs Angola in Africa tragen, so lange ihre Monatszeit dauert, eine Binde um ihr Haupt. Eine eben solche Absonderung findet bei den Kalmucken[78]), den Hottentotten und auf der Insel Ceylon Statt[79]). Auch Plinius hatte von der Bösartigkeit des monatlichen Geblüts der Frauen, die Gesundheit sehr gefährdende Begriffe[80]).

§. 8.

3. Buch Moses C. 13. V. 3. 10. 17.

„Wenn der Priester das Maal an der Haut des Fleisches siehet, daß die Haare in Weiß verwandelt sind, und das Ansehen an dem Ort tiefer ist, denn die andere Haut seines Fleisches, so ist's gewiß der Aussatz. — Wenn der Priester siehet und findet, daß Weiß ausgefahren ist an der Haut, und die Haare in Weiß verwandelt und roh Fleisch im Geschwür ist, so ist's gewiß ein alter Aussatz. — Verkehret sich aber das rohe Fleisch wieder, und verwandelt sich in Weiß, so soll er ihn rein urtheilen, denn er ist rein".

Der Aussatz war die, unter dem jüdischen Volke am meisten verbreitete Krankheit, welche in ihrer periodischen Ausbreitung den bedeutendsten Einfluß auf die Gesetzgebung und die Sittengeschichte älterer und neuerer Völker hatte, und obwohl sie, ihrem Aeußern nach, mit den höchsten Entartungen der Haut und

---

76) 3. Buch Moses C. 15. V. 2. 21. 24.

77) Histoire générale des Voyages. T. II. p. 210.

78) Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. S. 248.

79) P. Frank, System der medicinischen Polizei. I. S. 136.

80) Plinius, Hist. nat. lib. VII. c. 15. — lib. XXIII. c. 7.

des Drüsensystems endigte, so war sie doch viel zu tief in der Organisation des Menschen begründet, als daß sie unter die Hautkrankheiten zu rechnen wäre, denn das ganze Wesen des Menschen wurde dabei auf das Gräßlichste entstellt, indem allmälig alle Organe in die krankhafte Metamorphose hineingezogen wurden, und diese in einzelnen Organen einen oft unerhörten Grad von Zerstörung erreichte, denn selbst an den Genitalien zeigten sich fressende Geschwüre; daher dieselbe vielmehr als eine Folge von Entartung der Organe der Blutbereitung und der Zeugung zu betrachten ist, weshalb die Kranken auch, ungeachtet der vielfältigen, mit dieser Krankheit verbundenen Leiden, ein steter Drang zum Beischlaf quälte, und der Aussatz von Galen[81]), wegen der rasenden Geilheit der Kranken, Satyriasmus genannt wurde. Aus der hier angeführten Mosaischen Beschreibung des Aussatzes geht deutlich hervor, daß es derzeit dreierlei Grade dieser Krankheit gegeben habe, den anfangenden, den veralteten und denjenigen, welcher sich durch eine Krisis endigte und in Besserung überging. Die Hippokratische Beschreibung des Aussatzes stimmt ganz mit der Mosaischen überein, auch darin, daß Beide dem Aussatz einen langen Wachsthum zuschreiben, ja die Uebereinstimmung geht sogar so weit, daß sie Beide von den Mitteln schweigen, wodurch die Krankheit geheilt werden kann. Unter den späteren medicinischen Schriftstellern über den Aussatz hat Celsus[82]), dem die Krankheit in allen ihren Abstufungen genau bekannt war, die sorgfältigste Beschreibung gegeben, deren Mittheilung ich mich hier aber enthalte, da das Buch in Jedermanns Händen ist. Die späteren Autoren über diese Krankheit sind in ihren Beschreibungen, bis auf einzelne Abweichungen, fast alle dem Celsus ähnlich. Sprengel[83])

---

81) Galen, de tumoribus pr. nat. c. 14.

82) Celsus, de Medicina. Lib. III. c. 25. — Lib. V. c. 19.

83) Sprengel, Handbuch der Pathologie. 3. Thl.

beschreibt den orientalischen Aussatz als eine chronische, auf einer eigenen Kachexie beruhende, ansteckende Krankheit, die mit unempfindlichen Hautflecken oder mit brennenden Flechten begann, worauf bösartige Geschwüre oder ekelhafte Entstellung der Haut durch Schuppen oder durch harte, unempfindliche Knollen nachfolgten, die sich selbst über das Gesicht verbreiteten und Zerstörungen der Knochen, Lähmung, Brand, Oedem und allgemeine Wassersucht in ihrem Gefolge hatten. Die neueren Schriftsteller beschreiben den orientalischen Aussatz unter drei, nicht wesentlich von einander verschiedenen Formen: 1) als Lepra Mosaica, Hebraeorum alba, Morphaea alba, der weiße oder Mosaische Aussatz, der vorzüglich zu Moses Zeiten unter den Juden im Morgenlande herrschte, dann immer seltener wurde, und sich jetzt nur noch zuweilen in Arabien zeigt, und dort mit dem Namen Barras belegt wird; 2) als Lepra Graecorum, squamosa, Ichthyosis, der schuppige oder räudige Aussatz, der in allgemein verbreiteten fressenden Flechten besteht, und jetzt noch häufig, nach Einigen selbst in Deutschland zuweilen vorkommt; und 3) als Lepra aegyptiaca, syriaca, nodosa, tuberculosa, Elephantiasis, der knollige Aussatz, der fürchterlichste Grad der Krankheit, wovon J. Frank[84]) einen Fall dieser Art an einem griechischen Kaufmanne beobachtete. Aus allen Nachrichten der älteren Schriftsteller über diese Krankheit, von Hippokrates ab bis auf die griechischen und arabischen Aerzte, ergiebt sich, daß der orientalische Aussatz von jeher in Aegypten und Syrien, im Phönizischen und im gelobten Lande und Arabien endemisch gewesen sei; doch war derselbe vornehmlich in Aegypten und Syrien, zwischen dem Libanon und dem Nil immer heftiger und endemischer verbreitet, und wurde dem Auslaufen des Nilflusses zugeschrieben[85]). Minder heftig

84) J. Frank, Prax. univers. med. praecept. P. II. Vol. 2. p. 480.

85) Lucretius, Lib. VI. V. 112.

„Est Elephas morbus, qui propter flumina Nili
„Gignitur Aegypto in media, neque praeterea unquam".

wüthete die Krankheit in Griechenland, und in andern europäischen Ländern, in denen sie sich erst um das zwölfte Jahrhundert, durch die Rückkehr der Kreuzfahrer aus dem gelobten Lande, allgemein verbreitete, bis sie nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die Lustseuche verdrängt oder modificirt wurde. Außer Europa kommt die Krankheit indeß meist in warmen und zugleich feuchten Küstenländern vor, in Arabien, längs des persischen Meerbusens, am mittelländischen Meere [86]), in Persien, an der Küste von Ceylon, auf Sumatra und Java, in Bengalen und fast auf allen Küsten von Africa. Von China ist es weniger bekannt, aber beinahe auf allen Südseeinseln fand man einen modificirten Aussatz. In America sind es, nebst den westindischen Inseln, die feuchten Küstenländer, Surinam und Brasilien. Auf der Insel Barbados und andern Inseln Westindiens unter den Arbeitern in den Reisfeldern, aber auch in Africa und auf Malabar, besonders in Cochin, ist ein partieller Aussatz häufig, der nur einen Fuß befällt, wobei besonders der Unterfuß durch gelbe knollige Auswüchse außerordentlich entstellt, und mit Einschluß der Zehen so ungeheuer groß wird, daß er einem Elephantenfuß sehr ähnlich sieht, daher man dies Uebel auch Pes elephantis genannt hat. Außer in Portugal und Spanien, und besonders in Asturien, kennt man gegenwärtig den eigentlichen ansteckenden, orientalischen Aussatz in Europa schon seit Jahrhunderten nicht mehr, was seinen Grund höchst wahrscheinlich in den veränderten Verhältnissen des menschlichen Organismus zu den atmosphärischen und klimatischen Einflüssen, so wie in der durch größere Cultur herbeigeführten Veränderung der Lebens- und Nahrungsweise der Völker hat. Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich die Stiftungen für Aussätzige, deren schon im Jahre 1225 daselbst 2000 bestanden, aufgehoben, doch an den Rhone-Mündungen

86) Fuchs, Dissert. de Lepra Arabum, in maris mediterranei littore septentrionali observata. Wirceb. 1831.

zu Martiguez war noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein eigenes Hospital, auch sollen noch jetzt zwanzig dergleichen voll Aussätziger in Asturien, und ein gleiches auf Belle-Isle, einer von Fischern bewohnten Insel, bestehen.

Die als Lepra occidentalis zuweilen in Europa vorkommenden Aussatz-Beispiele, die zum Theil durch die Localität mancher Gegenden endemisch geworden, sind unstreitig entartete — lymphatische — Haut- und Drüsen-Krankheiten, von einem, dem orientalischen Aussatz ähnlichen Stoffe, theils aus örtlichen Ursachen, theils durch Complicationen mit Scorbut, Scropheln und Syphilis entstanden. So ist im Norden von Europa, in Norwegen, auf den Faröer Inseln und Island eine mit dem Scorbut complicirte, dem Aussatz in vieler Hinsicht ähnliche Krankheit unter dem Namen Lepra norwegica, borealis, der nordische Aussatz, die Radesyge, die Liktraea häufig, die im höchsten Grade Spedalskhed genannt wird; so die Lepra taurica, Morbus crimensis, die Krimm'sche Krankheit, in der Krimm und in Astrachan, in der Nähe des Flusses Jaik; die Lepra alopecia, rubra, scorbutica, Morbus ruber cajennensis, die rothe Krankheit von Cajenne, nach Sprengel und J. Frank eine Complication von Scorbut und Lepra; die Lepra lombardica, mediolanensis, Scorbutus alpinus, das Pellagra, welches im Frühjahre endemisch unter der armen Volksklasse und den Landleuten Oberitaliens herrscht; ferner die Rosa asturica, die asturische Rose, ein gleichfalls im Frühjahre in den Thälern Asturiens endemisch herrschendes, mit dem Pellagra nahe verwandtes Uebel; und endlich der Herpes aleppicus, die Flechte oder das Zeichen von Aleppo, ein chronisches Hautübel, das dort so häufig ist, daß nicht allein die dortigen Einwohner, sondern die Fremden ohne Ausnahme, und selbst die Hunde davon befallen werden [87]).

87) Most, Encyclopädie der med. und chir. Praxis. II. S. 150. Leipzig 1834.

Ueber die Ursachen des Aussatzes finden sich in der heiligen Schrift keine Andeutungen; man sah vielmehr diese Krankheit, wie dies aus dem Geiste des Zeitalters zu erklären ist, als eine unmittelbare Schickung Gottes, als ein Mittel an, welches zum Heil der Seelen führe, und wodurch man ein Liebling Gottes und der Heiligen werde. Dieser Glaube scheint sich auch bis in die späteren Zeiten erhalten zu haben, und brachte die Andächtler zu der Idee, daß man nicht besser sich in der Selbstverläugnung und Heiligung üben könne, als wenn man einen solchen Lazarus pflegte, wartete, seine jauchigen Geschwüre küßte und leckte. Daß sich selbst Könige nicht scheuten, dergestalt ihre Sünden wieder gut zu machen und die Gottheit zu versöhnen, lehrt das Beispiel des heiligen Ludwig auffallend genug; und die Lazarus-Ritter der damaligen Zeit, die sich meistentheils nur mit der Kur der Aussätzigen beschäftigten, mußten sogar allezeit einen aussätzigen Ordensmeister haben[88]). Daß nicht besondere klimatische Verhältnisse zur Hervorbringung dieser Krankheit erforderlich sind, geht daraus hervor, daß man sie in allen vier Welttheilen antrifft; es ist daher wahrscheinlich, daß eine eigenthümliche unter dem israelitischen Volke derzeit allgemein verbreitete, und zum Theil aus ihrer nomadischen Lebensweise herrührende, herpetische Dyskrasie dem Uebel zum Grunde gelegen hat.

Wegen der Ansteckung der Krankheit sind die medicinischen Schriftsteller sehr verschiedener Meinung. Ohne Zweifel aber hängt die Contagiosität von dem Grade und der Bösartigkeit der Krankheit ab, wie dies auch schon von Moses[89]) selbst ist beurtheilt worden. Aretäus[90]) war der Meinung, daß die Ansteckung sich durch die eingeathmete Luft mittheile, und man

88) Moehsen, De medicis equestr. dignit. ornat. p. 56.

89) 3. B. Moses C. 13. V. 14.

90) Aretaeus, De causis diuturnorum morborum, et de curationibus eorundem. lib. II. c. 13.

sich daher vor dem Umgange mit solchen Kranken eben so sehr zu hüten habe, als vor den von der Pest befallenen Leuten. Unter mehreren Aerzten der neueren Zeit, welche die Krankheit beobachtet haben, sind besonders Lentin[91]) und Thilenius[92]) gegen die Ansteckung. Struve aber hält sie für bisweilen ansteckend und erblich[93]). Rayer dagegen hält die Krankheit zwar nicht für ansteckend, aber nichtsdestoweniger für erblich[94]). Sicher war indessen die Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes in seinem Vaterlande, dem Oriente, in früheren Zeiten und noch jetzt von großer Bedeutung, welches auch besonders aus den großen Anstalten erhellt, welche man durch Absonderung der Aussätzigen, zur Verhütung der Ansteckung, von jeher machte. Nach den Statuten von Moses[95]) mußten die Aussätzigen mit zerschnittenen Kleidern, entblößtem Haupte und verhülltem Munde gehen, und „unrein! unrein!" rufen; und die späteren Vorkehrungen gegen dieses Uebel waren bloße Nachahmungen der Mosaischen Verordnungen. Diese erstreckten sich aber sehr ausführlich auf alle Gegenstände, an welchen man Krankheitsstoffe vermuthete; die Leichname der Menschen und Thiere, deren Gebeine, und sogar die Grabsteine wurden für direct unrein erklärt. Alle Zeuge aus Hanf, Wolle oder Zwirn und alle Arten Pelzwerk waren direct unrein, sobald sie mit diesen Leuten in Berührung gekommen waren. Die irdenen oder hölzernen Gefäße, die sich im Innern der Zelte befanden, in welchem ein Aussätziger verschied, wurden ebenfalls für ansteckend erklärt, wenn sie nicht mit einem Deckel versehen waren, indem man fürchtete, es möchte sich ihnen irgend ein gefährlicher Stoff oder Dunst mitgetheilt haben. Waren Menschen

91) Lentin, Memorabil. p. 110.

92) Thilenius, Bemerkungen ꝛc. II. S. 371.

93) Struve, Uebersicht der Hautkrankheiten. Berlin 1829. S. 71.

94) Rayer, Traité théorique et pratique des maladies de la peau. Seconde édition. à Paris. 1835. II. p. 306.

95) 3. Buch Moses C. 13. V. 45.

mit anderen Menschen, oder mit Sachen nur in Berührung gewesen, welche für ansteckend galten, so wurden sie für direct ansteckend erklärt. Das Eintauchen in Wasser zerstörte diese verderbliche Eigenschaft. Auch mußte sich der Unreine jedes Umganges mit andern Leuten, während des ganzen Tages, an welchem er sich der Ansteckung ausgesetzt hatte, enthalten. Derjenige, bei dem sich irgend ein Hautausschlag, oder die anderweitigen, vom Gesetzgeber bezeichneten Leiden kund gaben, mußte vor den Priestern erscheinen, welche genau zu untersuchen hatten, inwiefern das gegebene Uebel dem gefürchteten gleiche. Waren die Erscheinungen der Krankheit zweifelhaft, so wurde eine Absonderung und Vermeidung der Berührung auf sieben Tage vorgeschrieben, wovon Moses selbst seine Schwester nicht befreite[96]). Nach Verlauf dieser Zeit erklärte man die Abgesonderten, unter verschiedenen Ceremonieen und Formalitäten, unter welchen die Reinigung stets den ersten Rang einnahm, für gesund, wenn die Symptome sich gebessert; hatten sie aber fortgedauert, so wurde eine neue Absonderung angeordnet; waren endlich die wesentlichen, im Gesetze angegebenen Zeichen der Krankheit deutlich hervorgetreten, so erklärte man ihn für aussätzig[97]). Die Aussätzigen im Mittelalter mußten, wie bei den Juden, abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft leben, und nur zu gewissen Zeiten durften sie in die Städte kommen. Auch waren sie verbunden, mit einer Klapper ein beständiges Geräusch zu machen, und zwei künstliche Hände von weißer Wolle zu tragen u. dgl. m., damit man sie immer von fern erkennen konnte.

Moses führt sogar einen Aussatz der Kleider an[98]). So wenig es indeß anzunehmen ist, daß die an den Kleidern der Aussätzigen von Moses wahrgenommenen Veränderungen

---

96) 4. Buch Moses C. 12. V. 15.
97) 3. Buch Moses C. 15. V. 10.
98) Ibid. C. 13 V. 49.

als eine Fortwirkung des, auf leblose Gegenstände übertragenen Aussatzes der Menschen zu betrachten sei, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Ansteckungsstoff des Aussatzes nicht allein, wie bei uns die Krätze, auf dergleichen Effecten übergehen, sondern auch längere Zeit auf ihnen haften, und dadurch der Aussatz weiter mitgetheilt werden konnte, worauf sich auch die Mosaischen Verordnungen im Betreff der Reinigung solcher inficirten Effecten beziehen[99]). Die wahrgenommenen Veränderungen in der Farbe der Kleider dürften daher wohl eher von der Abnutzung der, während der langen Dauer dieser Krankheit getragenen Kleidungsstücke, oder von einer Entfärbung und Beschmutzung derselben durch unmittelbare Uebertragung der, aus den geschwürigen und eiternden Stellen des ganzen Körpers abgesonderten Jauche herzuleiten sein, worüber sich Theophilus v. Meza, ein alter Schriftsteller, mit folgenden Worten in gleicher Art ausläßt: „De lepra vero vestimentorum, de qua in sacro codice, non abs re erit putare, quod fuisset vestimentum ichore e tuberculis leprosis maculatum forsanque stamina erodente, quod a legislatore comburi jubebatur“[100]).

Von der großen Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes überzeugt, glaubte Moses sogar, daß die Krankheit auch auf die Häuser überginge[101]), weshalb er umfassende Verordnungen zu dessen Vertilgung erlassen. Der Irrthum im Betreff der Uebertragung des Aussatzes vom Menschen auf Häuser ist hier noch größer, als in jenem Punkte, in Rücksicht auf Kleider, da mit den Wänden eines Hauses die Aussätzigen doch nicht in so nahe Berührung kommen, als mit ihren Kleidern. Es ist daher wahrscheinlich, daß diejenige Verderbniß der Mauern,

---

99) 3. Buch Moses C. 13. V. 52.

100) Theoph. v. Meza, Compend. pract. Fascicul. V. c. 18. §. 138.

101) 3. Buch Moses C. 14. V. 37.

die wir gewöhnlich mit dem Namen Salpeterfraß, Krebs oder Galle der Mauern zu bezeichnen pflegen, von den Israeliten als Aussatz betrachtet worden ist, wozu sie durch die Aehnlichkeit der, an den Wänden des Hauses ausgeschwitzten röthlichen oder gelblichen Flecken oder Grübchen, mit dem Aussatze am menschlichen Körper, veranlaßt worden sein mochten. Werden wir doch heutiges Tages, ungeachtet der vervollkommneten Fabrication der Ziegel, in unseren Häusern nicht selten etwas Aehnliches gewahr, da an Mauern, die nicht gut oder in feuchter Jahreszeit übertüncht worden, sich oft kalkichte und salpetrichte Salze wie Schnee ansetzen und allmälig weiter und weiter um sich greifen; und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Juden, bei ihren beschränkten Begriffen von Ansteckungsfähigkeit, dies für Aussatz hielten, und so strenge Maasregeln zur Ausrottung dagegen empfahlen, die übrigens an und für sich höchst zweckmäßig waren.

Die zu Moses Zeiten von den Priestern gegen den orientalischen Aussatz geleistete Hülfe erstreckte sich hauptsächlich auf Beobachtung und Absonderung der Kranken, auf Reinigung und Desinficirung durch sympathetische Mittel[102]). Von einer eigenen Heilmethode der israelitischen Priester gegen den Aussatz ist in der heiligen Schrift aber nirgends die Rede; daß sie aber eine solche gehabt haben mögen, die durch Ueberlieferung fortgepflanzt wurde, ist gleichfalls sehr wahrscheinlich. Daß der orientalische Aussatz aber, wenn er völlig ausgebildet war, zu den gräßlichsten, gefährlichsten und peinigendsten Krankheiten gehörte, ergiebt sich aus der ganzen Geschichte desselben zur Genüge, wie sie auch Plinius mit folgenden Worten bezeichnet: — „Tanta foeditate, ut quaecunque mors praeferenda esset“[103]). Die Begriffe von der Unheilbarkeit des Uebels waren selbst im Mittelalter dieselben, denn wo keine Aussatz-

102) 3. Buch Moses C. 13. und 14.

103) Plinius, l. c. lib. 26. c. 1.

häuser waren, wurden den Kranken einzelne Hütten auf dem Felde gebaut, und feierlich schloß man die Aussätzigen von aller Gemeinschaft mit Menschen aus, indem man sie in die Kirche führte, die Todtenmesse las, sie mit Weihwasser besprengte, und alle Gebräuche befolgte, die bei Leichenbegängnissen üblich waren. Die Kur der Krankheit hat deshalb von jeher keinen festen Grund gehabt, weil die Natur und das Wesen derselben dunkel ist. Die neuere Therapie hat ihr Heil besonders in der Curatio per diuresin et diaphoresin gesucht; aber sowohl die dahin abzweckenden, als mancherlei andere heroische Mittel haben die beabsichtigte Wirkung selten erfüllt.

Die Geschichte des Aussatzes hat nur seltene Fälle von vollkommener Heilung dieser Krankheit aufzuweisen, und die heilige Schrift macht uns nur mit einigen vornehmlichen Fällen dieser Art bekannt. Dahin gehört die Heilung Mirjams, der Schwester Moses[104]), und des syrischen Feldherrn Naëmann, der von Elisa durch sieben Bäder im Jordan geheilt wurde[105]), dessen Wasser wegen seines Schwefelgehaltes in großem Rufe gegen aussätzige Krankheiten stand. Ein anderer Fall, der zwar in vieler Hinsicht merkwürdig ist, jedoch seiner Authenticität wegen in Zweifel gezogen wird, betrifft die Krankheit Hiobs, die hieher gehört und mit folgenden Worten beschrieben wird: „Da fuhr der Satan aus vom Angesicht des Herrn, und schlug Hiob mit bösen Schwären von der Fußsohle an bis auf seinen Scheitel. Und er nahm einen Scherben, und schabte sich, und saß in der Asche"[106]). Daß Hiobs Krankheit der Aussatz, und zugleich die bösartigste Gattung desselben gewesen sei, erhellt hieraus und aus der langen Dauer der Krankheit zur Genüge; daß sie aber so kurz beschrieben worden, geschah wohl deshalb, weil sie keine neue Erscheinung, sondern

104) 4. Buch Moses C. 12. V. 18.
105) 2. Buch der Könige C. 5. V. 14.
106) Buch Hiob C. 2. V. 7.

seit den ältesten Zeiten den Bewohnern des Morgenlandes in ihrem ganzen Umfange genugsam bekannt war, um sie an diesen, im Buche Hiob oberflächlich angegebenen Merkmalen zu erkennen. Unter allen Büchern der heiligen Schrift wird das Buch Hiob mit Recht für das allerälteste gehalten, denn nirgends wird in demselben weder des Auszuges der Israeliten aus Aegypten, noch Moses, noch des Mosaischen Gesetzes gedacht, auch opferte Hiob nach Art der Erzväter, als Fürst seines Stammes, in seinem eigenen Hause Versöhnopfer für die Sünden seiner Kinder[107]); daher Hiob's Zeiten in die Zeit der Sklaverei der Israeliten in Aegypten fallen[108]). Die Ansichten der Schriftsteller sind sehr verschieden darüber, ob diese Erzählung Wahrheit oder Dichtung sei. Die verbreitetste und wahrscheinlichste Meinung aber ist für die letztere, und giebt Moses für den Verfasser derselben an, der es wahrscheinlich in der Absicht geschrieben, um seinem Volke unter dem Joche der ägyptischen Tyrannei, oder auf dessen mühevollen Zügen durch die Wüste, ein Vorbild der Geduld in schweren Leiden zu zeigen. Das Buch ist von hoher Schönheit: seine Kühnheit im Ausdrucke, seine Größe und Erhabenheit der Gedanken, die Energie der Bilder und die Mannichfaltigkeit der Charaktere erheben es zu einem Meisterwerk der darstellenden Kunst, während die hohe Einfalt, die frommen und lauteren Gesinnungen, die rührenden und tröstenden Betrachtungen über das Menschenleben, das göttliche Schicksal und dessen Fügungen und die ergreifenden Darstellungen der Empfindungen auf der andern Seite es zu einem Buche der Menschheit, zu einem Balsam verwundeter Herzen machen. Hiob war ein sehr angesehener Mann, von ganz unbescholtenem Lebenswandel, und ein treuer Verehrer des wahren Gottes.

---

107) Ibid. C. 1. V. 5.

108) Richard Mead, l. c. p. 28.

Die harten Prüfungen[109]), in denen er Alles verlor, was er besaß und seinem Herzen theuer war, und selbst die scheußliche Krankheit, von der er so viele Jahre hindurch heimgesucht wurde, vermochten seinen frommen Muth nicht zu beugen; geduldig trug er sein Geschick, dessen Gewebe eine allmächtige Hand zusammenflocht, und lehrte selbst unter dem herben Drucke die heiligsten Wahrheiten der Menschheit. Hiob muß, als er vom Aussatze befallen wurde, schon hoch an Jahren gewesen sein, was daraus abzunehmen ist, daß, obgleich seine drei Freunde für Alte angegeben werden, er doch in seinen Reden keinem von ihnen wie Elihu des Alters wegen die Ehre läßt[110]). Nach seiner Genesung lebte er noch hundert und vierzig Jahre, und starb alt und lebenssatt[111]).

§. 9.

3. Buch Moses C. 15. V. 2.

„Wenn ein Mensch an seinem Fleische (Gliede) einen Fluß hat, derselbe ist unrein. Dann aber ist er unrein an diesem Fluß, wenn sein Fleisch vom Fluß eitert, oder verstopft ist".

Moses spricht hier vom Ausfluß aus den Geschlechtstheilen, wie er auch heutiges Tages vorkommt, doch werden weder die begleitenden Erscheinungen einer Urethritis, noch deren Folgen erwähnt, vielmehr wird ausdrücklich angeführt, daß durch den Abfluß die Harnröhrenmündung auch verstopft wird, wie dies von dem Abfluß des Mucus prostaticus bei robusten oder keusch lebenden Männern der Fall ist. Moses unterschied diesen Schleimfluß der Harnröhre genau von nächtlichen Pollutionen, indem er sagt (V. 16.): „Wenn einem Manne im Schlafe der Saame abgeht, der soll sein ganzes Fleisch mit Wasser baden, und unrein sein bis auf den Abend". Das

109) Buch Hiob C. 1. V. 15.
110) Ibid. C. 32. V. 6.
111) Ibid. C. 42. V. 16.

Waschen und Baden des ganzen Körpers, welches Moses hiernach verordnete, war eine Maasregel, die von großem Nutzen für die Gesundheit in jenen heißen Gegenden sein mußte. Dieses Abwaschen des Körpers wurde später bei allen Völkern heißer Länder nach Leibesverrichtungen zum Religionsgesetz, und die Assyrier hielten sich nach dem Beischlafe für eben so unrein, als hätten sie wirklich einen Todten berührt. Wiewohl die mit solchen Ausflüssen behafteten Männer und Frauen nach den Mosaischen Vorschriften für unrein erklärt wurden, und ihnen verboten war, Umgang mit einander zu haben [112]), so ist doch deshalb eben so wenig auf die ansteckende Beschaffenheit derselben zu schließen, als dies bei den Frauen während der Menstruation der Fall war, denen Moses ja auch befohlen, sich während dieser Zeit für unrein und entfernt zu halten. Daß diese Vorschriften in heißen Ländern von der größten Wichtigkeit sein mußten, ist einleuchtend, und wenn es sich bei Einführung dieser Maasregeln auch nicht um die Fortpflanzung eines venerischen Uebels handelte, so mochten dem Gesetzgeber doch die Folgen nicht unbekannt sein, welche durch den fleischlichen Umgang eines Mannes und einer mit rothen oder weißen Ausflüssen behafteten Frau zu entstehen pflegen, wie sie auch von den älteren medicinischen Schriftstellern schon als Entzündung, Erysipelas und Erosionen beschrieben worden sind. Es ist aber in der That, bei allen den in den Mosaischen Büchern erwähnten Ausflüssen, von keinem eigentlichen Gifte die Rede, was der große Gesetzgeber, der in allen die Gesundheit seines Volkes betreffenden Dingen so scrupulös war, auch gewiß, wenn es einen syphilitischen Tripper oder Chanker gegeben hätte, eben so genau, wie eine andere Volkskrankheit, den Aussatz, beschrieben haben würde. Es kamen zwar außer diesen Ausflüssen zu Moses Zeiten auch Feigwarzen vor, denn er sagt: „Der Herr wird Dich schlagen mit Drüsen Aegyptens (Aussatz),

112) 3. Buch Moses C. 18. V. 19.

mit Feigwarzen, Grind und Krätz, daß Du nicht kannst heil werden"[113]); die jedoch ebenfalls als örtliche, ohne virulente Einwirkung entstandene Uebel zu betrachten sind. Auch Astruc, der es sich besonders hat angelegen sein lassen, den Ursprung der venerischen Krankheiten zu erforschen, hält den von Moses beschriebenen Ausfluß für eine einfache nicht venerische Gonorrhö, die auch noch jetzt bei solchen Leuten vorkommt, die im Essen und Trinken Excesse begehen, und dann mit, obwohl gesunden Frauen häufigen Umgang haben; es ist dies ein unschmerzhafter, bald von selbst wieder aufhörender Ausfluß, derselbe, dessen schon Hippokrates, Aretäus, Galen u. A. gedacht haben. Obschon die Geschlechtstheile allerlei Leiden darbieten, welche zwar einige Aehnlichkeit mit venerischen Uebeln haben, so liegt ihnen aber doch nicht allezeit ein venerischer Ansteckungsstoff zum Grunde, denn es ist gar nicht selten, daß ein scharfer Stoff, der sich zwischen Vorhaut und Eichel angesammelt hat, durch sein langes Verweilen daselbst Geschwüre hervorruft, die jedoch nicht identisch mit der Syphilis sind und auf die einfachste Weise mit äußeren Mitteln geheilt werden. Ob die von Abraham zum Zeichen des Bundes unter den Juden eingeführte Beschneidung auch ursprünglich den Zweck haben sollte, das Entstehen solcher Uebel zu verhüten, muß dahingestellt bleiben; so viel aber ist gewiß, daß sie sich in ihren Folgen äußerst nützlich erwiesen hat, da die Juden, obwohl sie den Coitus außerordentlich lieben, noch in unseren Tagen weit weniger örtlichen Uebeln der Geschlechtstheile und venerischen Affectionen unterworfen sind, als Christen, deren Vorhaut sich sehr leicht mit scharfen Stoffen anfüllt. Es folgt hieraus, daß es allerdings früher, und selbst zu Moses Zeiten, Krankheiten der Geschlechtstheile gegeben hat, die durch den Coitus entstanden sind, und daß diese Uebel hie und da einige Aehnlichkeit mit den Symptomen der Syphilis gehabt

113) 5. Buch Moses C. 28. V. 27.

haben mögen, jedoch nicht, daß sie mit der Syphilis identisch gewesen seien[114]). Da es hierbei nicht unsere Absicht war, den bisher unbekannten, den angestrengtesten Forschungen entgangenen, eigentlichen Ursprung der venerischen Krankheiten zu ermitteln, so begnügen wir uns, auf Astruc hinzuweisen[115]), der aus den Schriften des Hippokrates und Celsus, so wie aus den Schriftstellern des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts Beweisstellen anführt: daß die alten Autoren die Syphilis keinesweges gekannt haben, und dieselbe zuerst in den letzten Jahren des 15ten Jahrhunderts von den Aerzten in Italien beobachtet worden ist, von wo aus die Krankheit, die damals für völlig unheilbar gehalten wurde, unter den Einwirkungen eines Genius epidemicus[116]), sich rasch über ganz Europa, so wie neuerlich über einzelne Gegenden[117]) verbreitete, und sich erst nach und nach, unter dem Einflusse des Klima's, so wie durch anderweitige Veränderungen, welche durch so viele Jahrhunderte auf sie eingewirkt haben, zu ihrer gegenwärtigen modificirten Form ausbildete.

§. 10.

4. Buch Moses C. 21. V. 6.

„Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk, die bissen das Volk, daß ein groß Volk in Israel starb. — Da machte Moses eine eherne Schlange, und richtete sie auf zum Zeichen, und wenn Jemanden eine Schlange biß, so sah er die eherne Schlange an, und blieb leben".

Nachdem die Juden auf ihren Zügen den Berg Hor überschritten hatten, kamen sie in die Nähe von Oboth gegen das

---

114) Gibert, Revue médicale. Tom. IV.

115) J. Astruc, Abhandlungen aller Venuskrankheiten. A. d. Französ. v. Heise. 1760.

116) Hecker, l. c. 2. Bd. S. 569.

117) Hufeland, l. c. 26. Bd. 4. Stück.

rothe Meer hin; hier wurden sie von einer Menge von Nattern angegriffen, deren brennender Stich, wie es scheint, Krämpfe hervorbrachte, die bei Leuten mit beweglicher Einbildungskraft wahrscheinlich ansteckend wurden, was aus den Worten hervorzugehen scheint: „daß ein groß Volk in Israel starb". Da ließ Moses auf die Spitze einer Stange das Bild einer solchen Natter aus Kupfer befestigen, und verkündete: daß diejenigen Kranken, welche eine Zeitlang ihre Blicke fest auf die Schlange heften würden, eine rasche Genesung erfahren sollten. Und in der That wirkte das Vertrauen, das sein Wort einflößte, und die gespannte Aufmerksamkeit mächtig auf die Gemüther, und rief eine heilsame Erregung hervor[118]). Diese kupferne Schlange wurde bis zu den Zeiten des Königs Hesekia's erhalten, der sie zerbrechen ließ, weil das Volk ihr, wie einem Götzen, Weihrauch darbrachte[119]). Ein ähnliches Beispiel von Verbreitung krampfhafter Krankheiten liefert uns die in dem mittäglichen Theil des Königreichs Neapel oft vorgekommene eigene Art von Hypochondrie, ein krampfhaftes, veitstanzähnliches Leiden, welches die Leute vornehmlich bei großer Hitze befiel und sich zuweilen viele Jahre nach einander zu der nämlichen Zeit wieder einfand. Diese Krankheit wurde lange Zeit hindurch dem Bisse der Tarantel (Lycosa tarantula) zugeschrieben, die jedoch, wie Haller erwiesen, daran keinen Theil hatte[120]) und gemeinhin durch die Musik geheilt wurde[121]). Daß die Wirkungen der stark afficirten Einbildungskraft so weit gehen können, daß sie wider unsern Willen die nehmlichen Bewegungen veranlassen, welche die Person äußert, die wir vor uns haben, beweist die Geschichte von der Uebertragung epileptischer Krämpfe auf fast alle Mädchen des

---

118) Salvador, l. c. S. 29.

119) 2. Buch der Könige C. 18. V. 4.

120) Haller, Elementa physiologiae. T. V. p. 305.

121) Salvatore de Renzi, Gazette médicale de Paris. 1833.

Harlemer Armenhauses[122]). Sollte man nicht eben dieser Grundursache das unfreiwillige Gähnen, zu dem wir gedrungen werden, wenn wir Jemanden gähnen sehen, und die Neigung zum Erbrechen zuschreiben müssen, die uns befällt, wenn wir sehen, daß sich Jemand erbricht?

---

122) Tissot, Abhandlung über die Krankheiten der Nerven. A. d. Franzöſ. von Ackermann. 2. Bd. 1. Theil. §. 99.

(Die andere Hälfte als Schluß im nächsten Hefte.)

II.

Andreas Vesalius.

Das Studium der Anatomie war bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts nur sehr oberflächlich betrieben worden. Bei den vielseitigen Hindernissen, welche Vorurtheil und Aberglaube der Zergliederung menschlicher Leichname entgegensetzten, und bei der Geistesunthätigkeit, die so viele Jahrhunderte hindurch diejenigen, die sich mit Ausübung der Medicin beschäftigt, zu blinden Nachbetern des Galenus gemacht, war dies nicht zu verwundern. Aber im 16ten Jahrhundert machte man in der Kenntniß des menschlichen Körpers die auffallendsten Fortschritte. Es trat gleichzeitig oder doch rasch hintereinander eine Reihe von Männern auf, die mit dem größten Eifer und mit dem schärfsten Forschungsgeist begabt, dieses so wichtige Fach der medicinischen Wissenschaften gründlicher zu bearbeiten und fortzubilden, sich eifrigst bestrebten. Vorzüglich bekämpfte Andreas Vesalius mit dem größten Eifer die alten Vorurtheile und die blinde Befolgung der Lehren des Galenus, dessen Irrthümer er ohne Schonung aufdeckte. Hierdurch führte er eine neue Epoche in der Geschichte der Anatomie herbei; denn es gelang ihm, die Fesseln jener Vorurtheile glücklich zu zerbrechen und das Studium der Natur mit Erfolg in Aufnahme zu bringen.

Andreas Vesalius, geboren zu Brüssel im Jahr 1513, war der Sohn eines wohl unterrichteten Mannes, welcher seiner Kenntnisse in den pharmazeutischen und naturhistorischen Wissenschaften wegen zum Pharmazeuten des Kaisers Karl V. ernannt worden war. Derselbe bemühte sich, den Geist seines Sohnes durch die sorgsamste Erziehung, welche man zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nur zu ertheilen fähig war, kräftig auszubilden. Den Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache erhielt er zu Löwen und wurde daselbst in jener scholastischen Philosophie unterrichtet, mit welcher damals die Köpfe der jungen Studirenden angefüllt wurden. Schon von Jugend auf zeigte er große Neigung, lebende Thiere zu seciren und den innern Bau der Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse zu erforschen. Zu Cöln, Montpellier und zu Paris, unter dem berühmten Sylvius, studirte er die Arzneikunst, und gab sich mit wahrhafter Liebe dem Studium der Anatomie hin, so daß er schon zu Paris mit eigner Lebensgefahr seinen unersättlichen Trieb zu zergliedern befriedigte. Dieser Eifer, mit welchem er die Anatomie betrieb, und der sein ganzes Leben hindurch in gleicher Stärke blieb, mußte ihn natürlich auf viele wichtige Entdeckungen führen. Er bereicherte diese Wissenschaft dadurch so, daß ihm später der ehrenvolle Name eines Reformators der Anatomie beigelegt wurde. Doch trübte dieser Eifer, wie wir später sehen werden, auch den ruhigen Frieden seines Lebens und bereitete ihm in der Fremde einen einsamen und elenden Tod. Während der blutigen Kriege zwischen Karl V. und Franz I. in Italien, begleitete Vesalius die kaiserliche Armee als Arzt und Chirurg, verließ dieselbe jedoch im Jahr 1537 und fing zuerst in Padua mit so großem Beifall die Anatomie zu lehren an, daß er, wie uns Facciolati berichtet, manchmal über fünf hundert Zuhörer hatte. Später war er der Reihe nach Professor an den Universitäten Pisa, Bologna und Basel. In letzterer Stadt ließ er bei seinem Weggange ein Skelett zurück, welches zu seinen Vorträgen gedient hatte, worunter seine

Schüler folgende Inschrift setzten: Andreas Vesalius Bruxell. Caroli V. Aug. Archiatrus Laudatiss. Anatomicarum Administr. Comm. In hac urbe regia publicaturus Virile quod cernis Scelctum Artis et Industriae suae specimen Anno Christiano M. D. XLVI exhibuit erexitque.

Diese kurze Zeit von Ruhe und Muse wandte er zur Herausgabe seines unsterblichen anatomischen Werks: De corporis humani fabrica, an, wodurch er sich von allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen den großen Vorzug erwarb, die ersten treuen und guten Abbildungen nach der Natur besorgt zu haben. Die kostbaren Tafeln dieses Werks sind von dem berühmten Maler Titian gefertigt, dessen schöpferischer Geist aber wohl manchmal gern das vor ihm Liegende idealisirt haben mag, weshalb sich Vesalius beklagt, daß die Theile des menschlichen Körpers nicht Interesse genug für ihn hätten.

Durch dieses Werk, in welchem er seine reichhaltigen anatomischen Entdeckungen mittheilt, und ohne Schonung die Gebrechen der damaligen Zeit bekämpft, die Irrthümer in den Galenischen Schriften freimüthig aufdeckt, machte er sich eine große Zahl von Feinden. Die Zahl derselben stieg noch mehr, als man sahe, daß er auf diesem Wege den größten Ruhm erwarb, und zu den höchsten Würden erhoben wurde.

An den Hof Karls V. als dessen erster Chirurg berufen, hatte er das Glück, sich der höchsten Gunst dieses Kaisers zu erfreuen. Dieselbe ward ihm nach dessen Tode auch vom Könige von Spanien, Philipp II., zu Theil. An diesem Hofe heilte er unter andern glücklichen Kuren auch den Infanten Don Carlos an einer gefährlichen Kopfverletzung. Doch setzte er sich aber hier auch den Angriffen des Neides und der Mißgunst, durch welche man ihn zu stürzen suchte, immer mehr aus.

Auf alle Verläumdungen, mit welchen man gegen ihn auftrat, zu antworten, hielt er für Verschwendung seiner kostbaren Zeit, und überließ es seinem Bruder Franz, die Angriffe

gegen ihn zurückzuweisen; sich selber ganz seinen anatomischen Untersuchungen widmend.

Vesalius hätte lange im Glanze seines Ruhms und seines Glücks sich des Lebens erfreuen können, wenn er nicht in einer Zeitepoche gelebt hätte, in welcher Vorurtheil und Aberglaube noch ihren düstern Schleier über ganze Nationen breiteten, und in einem Lande, welches damals von den Opfern des Fanatismus und der Priesterwuth fortwährend rauchte. Auf sein gutes Gewissen, und die reine Absicht, durch Vervollkommnung seiner Wissenschaft das Wohl der Menschheit zu befördern, bauend, und jene Vorurtheile verachtend, beging er den Fehler, den Geist jener Zeit zu verkennen, und fiel als ein Opfer desselben. Er bekam einen spanischen Edelmann in Behandlung, welcher aber plötzlich starb, ohne daß man sein schleuniges Ende irgend einer bekannten Ursache hätte zuschreiben können. Die Erlaubniß, den Leichnam zu seciren, wurde ihm zu Theil; und er vollzog diese Operation vor einer ansehnlichen Versammlung von Aerzten und Schülern. Aber sei es, daß er in seinem Eifer die Section zu frühe unternommen, oder daß es, was wahrscheinlicher ist, das Phänomen einer galvanischen Einwirkung gewesen, als er mit der Spitze des Messers das Herz berührte, scheint es sich zusammengezogen und bewegt zu haben. Nach meiner Meinung muß dieses Phänomen einer galvanischen Einwirkung zugeschrieben werden; denn wenn der Körper nicht wirklich todt gewesen wäre, so hätte man die Spuren vom Leben wohl früher finden müssen, als nach vollkommener Oeffnung der Brusthöhle und Blosstellung des Herzens. Wenn Vesalius ungestört dieser Erscheinung hätte nachforschen können, so wäre er wahrscheinlich der Entdecker jener gewaltigen Naturkraft, die wir jetzt unter dem Namen Galvanismus kennen, geworden.

Mehr als dieses unglückliche Ereigniß war in Spanien nicht nöthig, um einen Mann zu verderben, der den Haß der Priester und den allgemeinen Neid auf sich gezogen hatte.

Es wurde zu gleicher Zeit den öffentlichen Gerichten, so wie der Inquisition hinterbracht; erstere hätten ihn freisprechen können, aber die letztere hatte ihn schon im Voraus verdammt, sein Leben in einem feierlichen Auto da Fe zu verlieren, als Philipp II. ihn den Gerichten entzog, und seinem ersten Chirurgen, wider seine Gewohnheit, ein gnädigeres Urtheil sprach. Es wurde entschieden, daß Vesalius eine Büßungsreise nach dem gelobten Lande machen sollte, zu welchem Zweck er sich mit der venetianischen Flotte nach Jerusalem einschiffte.

Dieses Ereigniß wird noch auf verschiedene Art erzählt. Nach Ambros. Paré soll es eine Frau gewesen sein, welche Vesalius noch lebend secirt habe; und später, wo es den Dichtern und Romantikern in die Hände gefallen, machte man seine eigene Frau, die sehr schön gewesen sein soll, daraus, und jenen spanischen Edelmann zu ihrem Liebhaber, dessen Scelett er ihr gezeigt, und sie, als sie darüber in tiefe Ohnmacht gefallen, rasch secirt. Die Geschichte weiß von allen diesen Sagen nichts.

Vesalius befand sich noch in Palästina, als ihm der venetianische Senat den durch den Tod des berühmten Falopia erledigten Lehrstuhl der Anatomie an der Universität Padua antragen ließ; aber das Schiff, welches ihn nach Europa zurückführen sollte, scheiterte, und Vesalius ward auf die Insel Zante geschleudert, starb daselbst im Elend und fast vor Hunger. Ein Goldschmidt aus Venedig erkannte von ungefähr den Leichnam und that ihm die letzte Ehre an, indem er ihn anständig begraben ließ, und einen Stein mit folgender Inschrift auf sein Grab setzte: **Tumulus Andreae Vesalii Bruxellensis qui obiit idibus Octobris, Anno M. D. LXIV aetatis vero suae L quum Hierosolymis rediisset.**

So starb dieser große Mann, dem die Anatomie so viele Bereicherung verdankt, und der dem Studium derselben eine neue Richtung und einen kräftigen Aufschwung gegeben, vom Neid seiner Feinde und der unerbittlichen Inquisition verfolgt, in Mangel und Elend.

Betrachten wir jetzt Vesalius in seiner literarischen Thätigkeit. Die Werke, die auf uns gekommen sind, lassen uns lebhaft diejenigen bedauern, welche er, um sie den Händen seiner Feinde zu entziehen, eigenhändig verbrannt hat. Seine Schriften haben der Anatomie zur Basis gedient, und werden von denen, die sich mit der Geschichte der Medicin als Wissenschaft beschäftigen, immer mit Interesse gelesen werden.

Eine Entdeckung, die damals viel Aufsehen erregte, war die Nachweisung, daß die Vena azygos, die aus den Rippenmuskeln und dem Rippenfell entsteht, sich in die obere Hohlvene endigt, oder wie man sich damals ausdrückte, daß sie aus der letztern entspringe, und zu dem Rippenfell gehe. Bei Krankheiten des Rippenfells könne man demnach das Blut auf dem nächsten Wege ausleeren, wenn man die Achselvene des rechten Arms schlage, weil diese nicht weit von der Vena azygos aus der Hohlader entspringe. Die Kenntniß von Klappen in den Venen, welche dieser Ansicht widerspricht, war ihm noch fremd. — Zur Verbreitung der Chinarinde, die eben nach Europa gebracht worden war, trug er viel bei, und wandte sie bei Kaiser Karl V. mit großem Erfolge an. — Er entdeckte den Vorhof des Labyrinths im Ohr und den langen Fortsatz des Hammers, und gab eine genaue Darstellung des Zungenbeins. — Ueber die Zahl der Brustbeine war er in Streit mit Sylvius, der ihrer sieben annahm, während Vesalius nur drei nachwieß; eben so wurde die Zahl der Kreuzbeine, deren Galenus drei annimmt, von ihm auf fünf bis sechs bestimmt. — Er zeigte zuerst, daß die erste Rippe unbeweglich mit dem Brustbeine verbunden sei, und widerlegt die alte Idee, daß sich ein Knochen, der unbeweglich sei, im Herzen befinde, mit wichtigen Gründen. — Galenus hatte behauptet, daß die Muskeln aus Sehnenfasern und aus Fasern der Nerven zusammengesetzt seien. Vesalius zeigte dagegen, daß zwischen den Nerven und Muskeln kein Verhältniß sei, daß oft große Nerven mit vielen Verflechtungen in kleine Muskeln und dagegen

in die stärksten Muskeln, z. B. in das Herz, nur sehr wenig Nerven dringen, auch daß die Sehnen von den Muskeln ganz unterschieden sind, und sich eher der Natur der Bänder nähern. — Er entdeckte den Musculus pterygoideus internus, und spricht viel von innern Muskeln der Nase, die zur Zusammenziehung derselben dienen sollen. — Er untersuchte den Nutzen des Kniekehlmuskels genauer, und behauptete, daß er keine merkliche Beugung des Schienbeins hervorbringe. — Die größten und wichtigsten Entdeckungen wurden von ihm in der Angiologie gemacht, welche dazu beitrugen, den ganzen Gang unserer theoretischen und praktischen Kunst zu ändern, und er widerlegt die irrige Idee, daß die Venen ihren Ursprung in der Leber hätten. — Die mützenförmigen Klappen in der Lungenvene soll er entdeckt, und dem Sylvius die Klappen in der Aorta, die derselbe nicht finden konnte, gewiesen haben. — Er entdeckte den venösen Kanal, der von der Nabelvene in die Hohlvene oder in die Lebervene sich ergießt, und gab ihn um die Hälfte dünner an, als die Nabelvene, aus der er entspringt; den Ursprung der linken Magen- und Netzarterie aus der Milzarterie beschreibt er schon sehr genau. — Auch um die Splanchnologie machte er sich verdient, durch eine sorgfältige Beschreibung der Leber und deren Lappen, und durch Berichtigung der irrigen Meinung, daß der blinde Darm eine so ansehnliche Höhle bilde, daß man ihn für einen zweiten Magen halten könne. — Er beschrieb zuerst die Duplicatur des Brustfells, die man Mediastinum nennt, und deckte viele irrige Ideen in Bezug der Brusthöhle auf. — Er unterschied zuerst die große Thränendrüse an der äußern Seite des Augapfels von der Thränenkarunkel, und glaubte, letztere diene zur Richtung des Laufs der Thränen in den Thränenleitern. — Eben so lieferte er viel Wichtiges in Bezug auf das Gehirn und Nervensystem.

Seine Schriften sind folgende: Andreae Vesalii Bruxellensis invictissimi Caroli V. imperatoris medici de Humani

corporis fabrica, Libri septem. Bas. 1542. Fol. — Epitome de corporis humani fabrica librorum. — Epistola docens venam axillarem dextri cubiti in dolore laterali secandam, etc. Bas. 1539. — Epistola ad Joh. Roelands, Radicis Chinae decocti rationem modumque propinandi pertractans. — Andreae Vesalii Examen anatomicarum observationum Gabrielis Falloppii. — Gabr. Cunnei (Vesalius hat diese Schrift unter diesen Namen erscheinen lassen) Examen apologiae Francisci Putaei pro Galeno in Anatome. — Andreae Vesalii Chirurgiae magnae Libr. VII. Lib. I. De ossibus luxatis reponendis. Lib. II. De fracturis. Lib. III. In quo de vulnerum curandorum ratione agitur. Lib. IV. De ulceribus. Lib. V. De tumoribus praeter naturam seu apostematibus. Lib. VI. Hoc est antidotarium. Lib. VII. In quo de simplicium medicamentorum serie tractatur. — Paraphrasis in 9 Libr. Rhazae, de affectuum singularum corporis partium curatione consilia aliquot medica. — Seine sämmtlichen Werke, gesammelt in zwei Foliobänden: Andreae Vesalii Opera omnia anatomica et chirurgica cura Herm. Boerhave et Bernh. Siegfr. Albini, Lugd. Batavor. 1725.

II.

Jean Nicolas Corvisart, der Leibarzt Napoleons.

„La gloire se doit toujours mesurer aux moyens dont on s'est servi pour l'acquérir."

(Larochefoucault.)

Nur selten kennen wir die rauhe, einsame Bahn, die große Geister durch eine lange Reihe von Jahren verfolgen, bis es ihnen gelingt, den Nebel der Alltäglichkeit zu durchbrechen, und sich einen Namen zu machen. Auch Corvisart lernte schon in früher Jugend das Unglück kennen, aber sein hoher Geist erstarkte im Kampfe gegen die kleinlichen Rücksichten und Mühseligkeiten des Lebens, und verfolgte im raschen Fluge das Ziel, das er sich in edlem Selbstbewußtsein gesteckt. Ruhm und Reichthümer kamen plötzlich und unverhofft, er erreichte die Höhen seiner Kunst, er wurde der Arzt des Kaisers. Ich sah Corvisart das erste Mal im Hôpital de la Charité, während er die Krankenvisite machte. Der Klang seiner Stimme, die Würde seiner Worte, die Beweglichkeit seiner geistreichen Züge, sein blitzendes Auge ergriffen mich lebhaft.

Beim ersten Anblick konnte man von diesem großen Arzte sagen, was Lavater beim Anblick eines Porträts von John Hunter sagte: „dieser Mann denkt durch sich selbst." Eines

Tages bemerkte mich Corvisart und fragte mich, was ich hier mache; ich antwortete verlegen: ich studire. „Sie wollen studiren," sprach er lächelnd, indem er auf die Kranken zeigte, „hier finden Sie die gediegensten Werke: aber es ist nicht so leicht in ihnen zu lesen als in gedruckten Büchern." Kein Arzt konnte schneller und sicherer das große Räthsel der Natur lösen als Corvisart, er erfaßte mit kühnem Geiste die ersten Wurzeln der Krankheit, würdigte die Symptome nach ihrem vollen Werthe und erkannte mit sicherem Blicke das Ende. Der Verein so seltener Eigenschaften hat seinen hohen Ruf begründet. Durch dieses seltene Talent hat er die Wissenschaft bereichert. Er besaß im höchsten Grade die Gabe zu sehen, um Andern das, was er gesehen, zu zeigen. Nur während seiner Vorlesungen war er beredsam, sonst war er zu voll von Thatsachen, als daß er sich die Mühe hätte nehmen können, seine reichhaltigen Mittheilungen mit dem Glanze eines blendenden Vortrages zu umgeben, wodurch sich der Pöbel so gerne blenden läßt. Aber er war immer klar und siegte durch schlagende Gründe, die er immer seiner reichen Erfahrung entnahm. Ernst, unparteiisch, ohne Vorurtheil, suchte er ohne Unterlaß jene wahre Heilkunde, die andere Aerzte mit stumpfem Blick und unendlichen Ansprüchen schon gefunden zu haben glaubten. Corvisart freute sich nur über die große Zahl der Zuhörer, die seinen Hörsal füllten, nie sprach er von seinen Werken: schreiben um zu schreiben, ohne wissenschaftlichen Zweck, und ohne höhere Befähigung, den Lesern schöne Phrasen und den Kranken schlechte Droguen aufzutischen, schien ihm eines wahren Arztes unwerth. Sein „Traité des maladies du coeur," so tief gedacht und originell es ist, wurde nicht mit seinem Willen veröffentlicht; dessenungeachtet erkennt man fast überall den Stempel seines hohen Genies, und das abschreckende Motto, das diesem Werke voransteht, beweist, daß er sich nicht über die schwere Heilbarkeit der Krankheiten täuschte, die er mit so tiefer Einsicht ergründet hatte.

Manche wollen aus dem offenen Geständniß Corvisart's von dem Unzureichenden unserer Kunst schließen, daß er selbst wenig Zutrauen zur Medicin im Allgemeinen hatte. Man hat es oft wiederholt, und wie der Neid aus Allem eine Waffe macht, so verbreitete man mit böswilliger Bereitwilligkeit eine so ungegründete Anklage, man legte ihm selbst die frivole Aeußerung in den Mund: „Mein Freund! endlich kann ich mit vollem Rechte sagen, daß ich dem Tode ein Opfer entrissen habe. Ich habe Madame . . . abgehalten, sich über's Fenster zu stürzen." Lohnt es sich der Mühe, einen solchen Vorwurf zu widerlegen? Nein! Corvisart's Leben und Wirken gingen dahin, um diese Meinung in ihrer ganzen Absurdität darzustellen. Aber eigentlich beschränkte sich der Unglaube dieses Arztes meistens auf gewisse herrschende Theorien seiner Zeit. Er machte sich daher oft über die pedantische Genauigkeit gewisser ärztlicher Systematiker lustig, die am Krankenbette das zu finden glauben, was mit ihrer Phantasie und Theorie im Einklange steht. Daher geißelte er mit sarkastischem Witze gewisse kleine Menschen und Schriften, deren Phrasen und Worte in gewissen enthusiastischen Coterien als Orakel angebetet und als ewige Dogmen bewundert wurden. Corvisart hatte mehr Vertrauen zur Heilkraft der Natur, als zu den künstlichsten Arzneimischungen, und zu Medicamenten nahm er nur mit der größten Zurückhaltung seine Zuflucht. Die Medicin war ihm das Werk reiner, unbefangener Beobachtung, bei welcher eine gewissenhafte Genauigkeit, Tiefe und Unparteilichkeit vorzuwalten haben.

Je mehr man Corvisart's Charakter studirte, desto klarer mußte sich Einem die strenge Consequenz seiner Grundsätze und jene umfassende Tiefe der Erkenntniß aufdringen, die den Arzt zwar immer auf die Höhe seines Zeitalters stellt, ohne daß er jedoch die einmal als richtig erkannte und eingeschlagene Bahn verläßt. Was bei ihm bis zum Wissen gedeihen sollte, mußte ihm klar geworden sein, und er besaß eine Schärfe der Auf-

fassung und einen Scharfsinn im Urtheil, die selten vereinigt sind. Daher zerstäubten dunkle Theorien vor seinem helldenkenden nüchternen Geiste, der alle gelehrte Etiquette, alles blinde Räsonniren in den Tag hinein, alles künstliche Construiren ohne Grundlagen am Krankenbette bis in den Tod haßte. Ein kühner, durchdringender Geist, wußte er bald das wesentliche vom zufälligen Symptome beim Kranken zu unterscheiden; das zähe Festhalten an Formen war ihm zuwider, und er goß über solche steife, unpraktische Bücherärzte die Fülle seines Witzes so schonungslos aus, daß ihm das Opfer seiner Satyre gar nicht entgehen konnte. Indessen machte er nur selten von den scharfen Waffen des Spottes Gebrauch, und es sagte ihm nur wenig zu, die theoretischen Schwächen seiner Mitcollegen durch Bon-mots zu geißeln.

Corvisart war von Natur ernst und gesetzt; wenn ihn aber ein Gegenstand lebhaft anregte, konnte er auch heftig werden. Sprache, Geberde, Lippen und Augen waren dann die lebendigen Zeugen seiner innern Aufregung. Wollte er etwas beweisen, so drückte er sich kurz, kräftig, logisch, bestimmt, ohne Umwege aus, führte seinen Beweis und — schwieg. Müßiges Hin- und Herreden über Grundsätze in der Medicin, oder über Regeln in der Kunst, alle Polemik, die kein bestimmtes praktisches Ziel und keine klar ausgesprochene Tendenz hatte, hielt er für Unsinn, dem man wie einer ansteckenden Krankheit aus dem Wege gehen müsse. Daher findet man in allen seinen Artikeln im Journal de Médecine (welches er mit Leroux und Boyer gründete) eine eigenthümliche Präcision und eine originelle Klarheit, die man nur bei Schriftstellern findet, die sich selbst klar geworden sind. Uebrigens hatte er gegen Schriftstellerei eine natürliche Abneigung, so wie er sich überhaupt von jener in sich gekehrten Trägheit, wie man sie bei Melancholikern oft findet, nicht selten hinreißen ließ. Trotz aller Liebe zu seiner Kunst, die er mit schönen Beobachtungen bereicherte, war er doch weit entfernt, sich für das, was man Interesse einer Lehre

nennt, zu erwärmen, oder bei tiefen Untersuchungen der Wahrheit in Hitze zu gerathen. Ja seine apathische Gleichgiltigkeit ging oft in gewissen Umständen so weit, daß man auf ihn die Worte anwenden konnte, deren sich einst Napoleon bei Beurtheilung eines seiner Minister bediente: „Er scheint," sagte er, „schon müde auf die Welt gekommen zu sein." (Il semblait être né fatigué.) Trotz dieses scheinbaren Unbekümmertseins um die Fortschritte der Kunst, hatten wenige Aerzte seiner Zeit so gediegene, ausgebreitete und mannichfaltige Kenntnisse als Corvisart. Aber nur im näheren Umgange mit ihm öffnete er die Schätze seines Wissens, das sich auch auf alle Nebenzweige der Heilkunde erstreckte. Selbst Philosophie war ihm nicht ganz fremd, und sein Geist verschmähte es nicht, die höchsten Wahrheiten dieser Wissenschaft mit Liebe und Begeisterung sich anzueignen.

Was Corvisart's Charakter als Privatmann betrifft, so bildeten Loyalität und Offenherzigkeit die Grundlage desselben; diese Offenheit artete zuweilen in etwas Härte und Barschheit aus. Er liebte die zudringlichen Menschen eben so wenig als die Schmeichler, und nichts war ihm mehr zuwider, als wenn Jemand sich zum Herolde seines Rufes aufwerfen wollte. Aber unter dieser harten und rauhen Außenseite schlug ein gutes Herz, dem Wohlthun die größte Freude war. Sein Wohlwollen gegen seine Mitmenschen war ohne Heuchelei, seine Freundschaft beständig, sein Umgang bieder und gerad. Unfähig, den Bescheidenen zu affectiren, verstand er sich auf seinen eigenen Werth, ohne den Beifall der Menschen zu überschätzen. Die Meinung Anderer von uns, schien ihm oft eine ruhestörende Schmarotzerpflanze zu sein, die der Mensch, dem Gemüthsruhe theurer als Ruhm ist, ausrotten müsse, oder wenigstens in seinem Herzen nicht mehr, als noththut, aufschießen lassen dürfe.

Im gewöhnlichen näheren Umgange war Corvisart sehr mittheilsam, voll Heiterkeit, Gutmüthigkeit, und ohne Zwang. Alsdann bemerkte man an ihm jenen liebevollen Ton, der die

Herzen gewinnt, jenes offene, zu gegenseitiger Herzlichkeit einladende Lächeln, und aller kalt berechnete Murrsinn, alles feierliche, affectirte Schweigen, womit die Notabilität gern wichtig thut, lag ihm dann gänzlich fern.

Trotz dieser lobenswerthen Züge im Porträt Corvisart's würde dasselbe ihm keinesfalls ähnlich sehen, ja Corvisart selbst würde sich über seinen Maler lustig machen, wenn wir nicht auch die Schattenseite in seinem Charakter herausheben wollten. Seine Jugend war stürmisch, und mehr als einmal überschritt er in den Vergnügungen die Linie, die den Gebrauch vom Mißbrauche trennt. Dessenungeachtet nahm er niemals zu gewissen Kunstgriffen seine Zuflucht, um sich einen Namen zu machen. Lieber wollte er in Dunkelheit bleiben, als von der geraden Linie des starken Menschen abweichen. Er war zu sehr Menschenkenner, als daß ihm die Hindernisse unbekannt geblieben wären, die er zu übersteigen hatte, um zu Ruhm und Ehre zu gelangen. Er besiegte sie durch seinen beharrlichen Geist. Als Frau von Necker ihm die Stelle eines von ihr gegründeten Spitals ausschlug, und zwei Gründe für diese abschlägige Antwort angab, 1) weil er das Jamespulver nicht kannte, 2) weil er keine Perrücke trug: so kränkte dies unsern Corvisart nicht gar zu sehr; denn er hatte das Bewußtsein, daß er diese Stelle verdiene; daß die Zeit ihm doch einmal Gerechtigkeit widerfahren lassen und zu seinen Gunsten sich wenden werde. Wirklich gelang es ihm, durch seinen Protector und Freund Debois de Rochefort zum Spitalarzte an der Charité in Paris ernannt zu werden, wo er auch bald den glänzendsten Ruf erlangte. Sein Grundsatz war, alle Manövres und Cabalen, um Stellen zu erlangen, streng zu meiden, und gewisse feine Schmeicheleien oder höfliche Zudringlichkeiten waren ihm zu gemein, um durch sie in der Welt Carrière zu machen. Er haßte das Parasitenvolk der Intriganten, jene Menschenklasse mit beugsamem Rücken, die ohne Scham und ohne Ueberzeugung bei den Schwächen der Gönner eben so süß lächeln,

als sie, wo es noththut, roh und stolz sein können. — Man hat Corvisart vorgeworfen, daß er, als er den höchsten Gipfel der Ehrenstellen erreicht hatte, sich mit Absicht und aus Berechnung mit mittelmäßigen Köpfen umgeben habe, und man nannte damals alle Menschen, die in seiner Nähe lebten, das Basrelief des Fußgestelles Corvisart's (Les bas-reliefs du piedestal de Corvisart). Bedenkt man aber, daß unter den ihn umgebenden Männern ein Leclerc, Hallé und andere ausgezeichnete Professoren sich gefunden, so sieht man bald, wie ungerecht jener Vorwurf sei; er hatte zwar seine Schmeichler, aber wie war das bei einem Manne zu vermeiden, dessen Stellung eine der ausgezeichnetsten war, die eines ersten Leibarztes, eines Mannes, der damals einen großen Theil Europa's beherrschte.

Man muß jedoch wissen, daß Corvisart bei Napoleon um diese Stelle sich nicht bewarb, sondern daß Marschall Lannes ihn dem Kaiser vorschlug. Dieser fand bald Gefallen an ihm, wozu das gerade, offene, ja barsche Wesen, die unerschütterliche Ruhe und Kälte bei seiner ersten Zusammenkunft mit Napoleon, und die richtigen Urtheile des Arztes nicht wenig beitrugen. Nachdem Corvisart diesen Posten eines Leibarztes eingenommen hatte, betrug er sich mit jener Erhabenheit und Würde des Charakters, wie sie einem wahren Arzte anstehen. Er wollte einen Theil des kaiserlichen Hofes, aber keinesfalls der Dienerschaft des Palastes ausmachen. Nie sah man ihn daher sich unter den Haufen der Höflinge Napoleons mischen, die mit dem Staube prahlten, in dem sie krochen; diese Ehrenhaftigkeit des Charakters gewann ihm die Liebe und Achtung seines Herrn, und dieser gewährte ihm oft Bitten, die er selbst Mitgliedern seiner Familie abgeschlagen, wie z. B. die Freiheit einiger englischen Gefangenen. Man muß aber gestehen, daß Corvisart niemals sein Ansehen mißbrauchte, vielmehr war er in dieser Beziehung übertrieben zurückhaltend. Noch weniger fiel es ihm jemals ein, sich in die politischen Angelegenheiten

Napoleons zu mischen; die Erzählung Cuvier's hat daher keinen haltbaren Grund. Dieser Naturforscher erzählt nämlich, daß Napoleon zu Corvisart bei Gelegenheit einer von diesem gemachten indiscreten Frage ganz kalt gesagt habe: „Toujours Champenois." Cuvier scheint übel berichtet, oder vielleicht zu dieser Anekdote aus Rache für die geringe Aufmerksamkeit verleitet worden zu sein, die Corvisart dem „Institut" geschenkt hat. Dieser Arzt schien überhaupt gegen akademische Würden sehr gleichgiltig gewesen zu sein, und wohnte daher nur äußerst selten den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften bei. Wahrscheinlich hatte er wenig Zeit, aber möglich ist es auch, daß ihm die despotische Gewalt unangenehm war, die Cuvier bei solchen Sitzungen auf die gelehrte Gesellschaft ausübte.

Corvisart war über Alles, was Napoleon betraf, im höchsten Grade zurückhaltend. Nur im Umgange mit seinen innigsten Freunden erzählte er folgende Anekdote: „Als ich einst, wie gewöhnlich, dem Kaiser meinen Besuch abstattete, sagt man mir, er sei eingeschlossen, und wolle Niemanden sehen. Ich lasse mich dessen ungeachtet melden. Aber was sehe ich? Napoleon schäumt vor Zorn, stampft mit dem Fuße, flucht, mit einem Worte, er wüthet. Ich erkundige mich mit aller nöthigen Vorsicht um die etwaige Ursache dieser heftigen Aufregung, mit dem Bedeuten, ob sie etwa mit meiner Kunst in einer nähern Beziehung stehe? — „Ja, Doctor," sagte Napoleon, „vor einer halben Stunde machte ich meine Toilette, ein miserables Haar aus meiner Zahnbürste hat sich mir da zwischen den zwei Schneidezähnen gesteckt, und ich kann es nicht herausbringen!" — Ich sehe dem Kaiser in den Mund, ziehe das Haar heraus, und Napoleon nimmt bald seine sonstige Heiterkeit an." Dieses geschah vier Tage nach dem begonnenen Feldzuge nach Rußland! —

Die außerordentliche Verschwiegenheit Corvisart's erhielt ihm die volle Gunst seines Herrn, der ihn mit Wohlthaten

überhäufte. Aber der Arzt nahm bloß Anerbotenes an, ohne jemals etwas zu erbitten. Dieses Haschen nach Ehrenstellen, und die in unsern Tagen so häufige Clientelensucht, bildeten immer für ihn einen Gegenstand der Verachtung. Wenig um Reichthümer bekümmert, wählte er sich seine Kranken, unter denen viele waren, die gerade das Glück nicht begünstigte, während mehr als ein Würdenträger des Reiches sich über den geringen Eifer beklagte, den Corvisart ihm zeigte. Gut, großmüthig und das Edle ohne Prahlerei liebend, gab er oft den Unglücklichen Almosen und Medicamente. Er stiftete auch bei der Facultät einen Preis für unentgeltliche Aufnahme. Corvisart liebte es übrigens sehr, wenn wohlhabende Kranke ihre Dankbarkeit gegen ihn freigebig bezeigten. Er eiferte nicht selten gegen das undankbare Benehmen des Publicums gegen den Arzt. Daher hörte man ihn durch mehre Jahre von einem reichen Finanzier mit Bitterkeit sagen: Er ist mir ein kaltes Fieber und zwei Katarrhe schuldig, und die undelicate Art, mit der man sich oft seiner Pflichten gegen den Arzt durch ein kleines Geschenk entledigte, bildete oft den Gegenstand seines feinsten Witzes. Wenn er solche cadeaux erhielt, pflegte er immer zu sagen: „Das wird gut sein zum Verkauf nach dem Tode." Aber dies war nur bei Wohlhabenden der Fall; denn gegen unbemittelte Kranke, so wie überhaupt gegen verschämte Arme, war er sehr freigebig, und wenig Aerzte in Paris waren in dieser Beziehung so geliebt und geachtet, als Corvisart. Als ein Beweis hiervon diene unter Anderem Folgendes:

Am 6. December 1808, an seinem Namenstage, wurde ihm zu Ehren ein Fest veranstaltet. Eine Menge berühmter Männer unter den Gelehrten, die größten Maler jener Zeit, die ersten dramatischen Künstler und Sänger vereinigten sich, um dieser Feierlichkeit den größtmöglichsten Glanz zu geben. Besonders zeichneten sich hierbei zwölf, vom berühmten Isaben gemalte Bilder aus. Jedes derselben, die man nach der Reihe

den Anwesenden vorzeigte und erklärte, stellte irgend eine wichtige Scene aus Corvisart's Leben dar. Auf einem derselben wurde er als 30jähriger Mann gemalt, wie er noch zwölf Sous als Wochengeld von seinem Vater erhält. Eigens bei dieser Gelegenheit von Picard verfaßte Gedichte wurden gleichzeitig von den besten Sängern abgesungen. Wir führen hierunter Folgendes an:

Gloire au docteur! Quand la fièvre nous presse,
Par son talent il nous rend la santé;
Gloire à l'ami! Dès que notre mal cesse,
Par son esprit il nous rend la gaîté.

Corvisart war nicht unempfänglich für derlei Beweise öffentlicher Hochachtung, und er ward oft bis zu Thränen hierdurch gerührt.

Die Züge Corvisart's hat am besten der Maler Gerard in einem Porträt dargestellt. Seine Physiognomie drückte vollkommen seinen Charakter aus. Er hatte einen großen viereckigen Kopf mit einer ausgezeichnet breiten Stirne, deren graziöse und markirte Wölbung die vollkommene Entwicklung des Gehirns andeutete. Seine Gestalt war klein, gedrungen, kräftig gebaut, muskulös, aber nur in den obern Theilen des Körpers; sein übriger Bau war schlank, dünn, und wenig ausgeprägt. Seine bald Ernst, bald Ueberlegung, Lust, Freude und Munterkeit ausdrückende Miene stellte treu die Bewegung seines Innern in ihrer ganzen Ausdehnung und in den feinsten Schattirungen dar; und wenn er sprach, so drückte seine Stellung, Geberde und Blick eine gewisse Sicherheit und Kraft aus, welche, vereint mit der Tiefe und dem Scharfsinne seines Urtheils, Ueberzeugung oder Ueberlegenheit aussprachen, und man sah bald ein, daß er ein Mann sei, der, welche Laufbahn er immer einschlagen mochte, zu einem hohen Posten bestimmt war.

Indessen traf Corvisart ein vielen ausgezeichneten Männern gemeinschaftliches Loos, er war nicht glücklich. Berühmt, vom Glück begünstigt, mit Ehrenstellen überhäuft, fehlte ihm

doch der Genuß und das Bewußtsein seines Glückes, wodurch dieses erst Werth erhält. Eine unheilbare Langeweile bemächtigte sich seiner und quälte ihn unaufhörlich. Obwohl ein lustiger Tischgenosse dem Scheine nach, vergiftete ihm dennoch eine geheime Melancholie jedes Vergnügen, jeden Genuß, und reducirte sie auf ein leeres Nichts. Wie alle hochbegabten, fortstrebenden Geister, konnte er sich mit den Täuschungen dieser Erde nicht befreunden, und konnte die Menschen im Allgemeinen weder achten, noch an deren wahre Veredlung glauben. Diese bittere Gemüthsstimmung, die ihre Quelle in einer physischen Ursache gehabt haben soll, hatte dennoch keinen Einfluß auf sein Betragen gegen seine Freunde. Als politische Veränderungen ihm einen Theil seiner Güter kosteten, war er hierüber gar nicht betrübt. Aber seine Selbstkenntniß ließ ihn seinen Tod vorausahnden, und ein Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende, obwohl er in einem Zustande von Lähmung mehre Jahre lang zubrachte. Er starb am 18. September 1821. Sein Geist, seine gelehrten Arbeiten, seine Wohlthaten blieben seinen Freunden in tiefster Erinnerung. Sein Herz wurde von einem Pariser Apotheker einbalsamirt, und ist noch jetzt (1837) erhalten.

II.

Novellen und Skizzen.

I.

Eine Consultation.

(Eine Novelle nach dem Französischen.*)

Im Anfange des Herbstes vergangenen Jahres bemerkte man unter den im Vorzimmer des Doctor Magnian versammelten Personen einen Mann von ungefähr 40 Jahren, blond, hager, bleich, mit gedrückter Haltung, kurz von so schwächlichem Aussehen, daß man nur ihn anzusehen brauchte, um zu errathen, daß man bei einem Arzte sei. Dies armselige Männchen hatte sich mit bekümmerter Miene in einen Winkel gesetzt, und hier blieb es geduldig, bis alle andern Kranken expedirt waren; sodann trat der Doctor mit freundlichem Lächeln auch zu ihm. — „Guten Tag, Duquesnoy, verzeihen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ; Sie wissen, meine Zeit gehört vorerst den Kranken, und ich hoffe, daß Sie auf diesen Titel keine Ansprüche machen? — Der Seele Leiden sind schlimmer, als die des Körpers, erwiederte das bleiche Männchen, einen Seufzer erstickend. — Was fehlt Ihnen denn? erwiederte der Arzt; Sie sind so blaß, ist Ihre Frau krank? — Ach, meine Frau hat

---

*) Aus: Babel, publication de la société des gens de lettres. T. I. Paris 1840.

eine eiserne Gesundheit, erwiederte Duquesnoy, diese Worte mit bitterem Lächeln begleitend. — Nun, so erklären Sie mir doch die Ursache der Bewegung, in welcher ich Sie sehe. Es handelt sich um Ihre Seele, sagen Sie? Wenn Sie aber nicht reden, wie soll ich denn errathen, was darin vorgeht? Frei heraus: worin kann ich dienen? — Mein lieber Doctor, erwiederte der Andere, sich mit betrübter Miene setzend, wir kennen uns nun seit länger als 20 Jahren; ich halte Sie für einen meiner besten Freunde und hege grenzenloses Vertrauen zu Ihnen. — Erlassen wir uns Complimente gegenseitig. — Es sind keine Complimente, sondern der reine Ausdruck meiner Ueberzeugung. Auch wird Sie das merkwürdige Bekenntniß, welches ich Ihnen mitzutheilen entschlossen bin, von der Achtung überzeugen, welche ich gegen Sie hege. — Zur Sache, sagte der Doctor mit allen Zeichen der Ungeduld. — Die Sache ist traurig für mich, und kann sogar lächerlich erscheinen, daher mein Zögern, sie darzulegen; aber versprechen Sie mir zuvor, gegen Niemand zu verrathen, was ich Ihnen sagen werde. — Das Beichtgeheimniß ist einem Arzte nicht minder heilig, wie dem Priester, sagte Doctor Magnian mit ernstem Tone. Duquesnoy seufzte tief auf, biß sich in die Lippen und erhob Blicke gen Himmel. — Kennen Sie Pelletier? fragte er endlich seinen Inquisitor. — Den Stabskapitän? So so. Sanguinisches Temperament, kurzer Hals, mehr Schultern als Hirn, Organisation eines Stiers! Bereits vor geraumer Zeit habe ich ihm geweissagt, daß er an apoplektischen Zufällen sterben werde. — Möge Gott Sie erhören! — Sie setzen mich in Erstaunen: ich hielt Sie für Freunde. — Freunde! wiederholte Duquesnoy mit indignirter Ironie. — Zum Henker, reden Sie klar, oder schweigen Sie ganz. Ich bin kein Oedipus, Ihre Räthsel zu lösen. Die Ungeduld, die aus den kleinen schwarzen Augen des Arztes sprühte, gestattete dem trübseligen Freunde nicht, den Hauptpunkt der Beichte länger zu umgehen. — Nun denn, mein lieber Doctor, so verneh-

men Sie es denn mit kurzen Worten: Pelletier macht meiner Frau den Hof. Der Doctor zog die Unterlippe in die Höhe, um ein Lächeln zu verbergen, schüttelte aber den Kopf zu wiederholten Malen mit affectirtem Ernste. — Sehen Sie doch! Hätte ich doch nicht gedacht, daß der plumpe Pelletier so guten Geschmack hätte; aber sind Sie auch der Wahrheit Ihrer Behauptung gewiß? Gewöhnlich erfahren die Ehemänner solche Dinge zuletzt. — Nur zu gewiß; hören Sie: Meine Frau verbringt einige Tage bei ihrer Mutter in Fontainebleau. Vorgestern, als ich zufällig in ihrem Schlafzimmer herumstörte, machte ich die Entdeckung, daß mein Büreauschlüssel zu ihrem Glasschrank passe. Maschinenmäßig öffnete ich dies Meubel, und in einer ziemlich versteckten Schublade fand ich mehrere Briefe von Pelletier. — Zum Teufel! Warum öffnen Sie auch ein Meubel, das Ihrer Frau gehört? — Dazu hatte ich doch ein Recht! Verschieben Sie übrigens Ihr Urtheil noch. Aus den Briefen ersah ich Virginiens vollständige Unschuld, die sich kein anderes Unrecht vorzuwerfen hat, als das, mir aus dieser Correspondenz ein Geheimniß gemacht zu haben. Sie hat zu derselben keine Ermuthigung gegeben, davon bin ich so ziemlich überzeugt. Mit ihr habe ich es daher auch weniger zu thun, als mit Pelletier; aber ihm werde ich es nie verzeihen können. Ein Mann, dem mein Haus zu jeder Zeit offen stand! Ein alter Kamerad von Sainte-Barbe! Kurz ein Freund; wenigstens hielt ich ihn dafür. — Sie vergessen wohl, daß man eben nur von seinen Freunden verrathen wird? — Gestern ging ich zu ihm. — Ah! — Ich warf ihm sein unwürdiges Benehmen vor; wissen Sie, was er mir antwortete? — Er leugnete. — Ja Anfangs. Aber, als er seine Briefe sah, begriff er, daß alles Leugnen vergeblich sei. Mein lieber Duquesnoy, sagte er nun mit der impertinenten Miene, die Sie an ihm kennen, da Sie doch einmal so gut unterrichtet sind, will ich mir die Mühe nicht weiter nehmen, zu lügen. Ja, ich bin in Ihre Frau verliebt; ich habe es ihr

gesagt, und verspreche Ihnen keineswegs, es ihr nicht noch mehrmals zu sagen; denn ich würde mein Versprechen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht halten. Ich begreife auch vollkommen, daß dies Verfahren Ihnen mißfällt und Sie verletzt; allein Sie wissen auch, daß ich gewohnt bin, die Verantwortlichkeit für das, was ich thue, zu übernehmen. Finden Sie sich daher beleidigt, so stehe ich zu Befehl, bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, wann und wie Sie wollen. — Das nenne ich offenherzig gesprochen, sagte der Arzt, sich Mühe gebend, ernsthaft zu bleiben. Wie! das wagte er Ihnen zu sagen! — Ja, wörtlich. — Und was antworteten Sie ihm? — Er solle bald mehr von mir hören. Dann ging ich, denn ich hatte keine Lust, eine solche Discussion noch weiter fortzusetzen. Und so stehen die Dinge noch."

Das Gesicht des Arztes nahm einen Ausdruck von Würde an. Mit vorgebogenem Haupte, die Hände auf dem Rücken, wandelte er im Zimmer auf und ab. Dann zu seinem Gaste tretend, sagte er: „Und was gedenken Sie nun zu thun? und dabei faßte er ihn scharf ins Auge. — Was rathen Sie mir? — Ja, ich begreife, daß sich Ihres Gegners Benehmen schwer erdulden läßt; andererseits aber sollte es mir leid thun, wenn Sie sich mit diesem Raufer duelliren müßten. — Ein Raufer! schrie Duquesnoy, und seine Augen schienen sich zu erweitern, d. h. ein Duellist, ein Schläger, ein Mensch, der jeden Morgen bei Lepage sich im Schießen übt, oder auf den Fechtsaal geht, und sich alle drei Monate regelmäßig einmal schlägt! — Und Sie selbst, sagte der Doctor mit durchdringendem Blick, haben sich auch schon zuweilen geschlagen? — Nein, nie! antwortete der Ehemann, der in diesem Augenblick noch blässer aussah, als gewöhnlich; nicht als ob ich dazu nicht schon verschiedene Veranlassung gehabt hätte, allein das Duell widerstreitet nun einmal meinen Principien. Die Idee, Blut zu vergießen, widersteht mir; es ist eine barbarische Gewohnheit, die mir stets als eine monstruöse Anomalie inmitten unserer verfeinerten

Sitten erschienen ist. — Also kurz, Sie haben keine eifrige Lust, sich auf diesem Terrain zu versuchen? — Ja, wäre ich positiv beleidigt, hätte ich eine tödtliche Injurie zu rächen, dann würde die Stimme der Leidenschaft unstreitig lauter in mir reden, als die der Menschlichkeit; denn unter gewissen Conjuncturen kann selbst der verständigste Mensch nicht für sich stehen. Allein da die Dinge hier nicht so auf's Aeußerste getrieben sind, und wenn Pelletier, anstatt eine arrogante Sprache zu affectiren, gegen mich einige Entschuldigungen geäußert hätte, auf welche ich ein Recht gehabt zu haben glaube, und wenn er sich verbindlich gemacht hätte, sich in Zukunft besser zu benehmen, ich glaube, ich würde dann . . . im allgemeinen Interesse . . . um einen verdrießlichen Auftritt zu vermeiden . . . meinen Sie nicht auch, daß es dann möglich und ehrenvoll gewesen wäre . . . — Sich nicht zu schlagen? Gewiß, unterbrach ihn Magnian; denn gehen Sie auf den Kampfplatz, so wette ich zehn gegen eins, daß Pelletier Ihnen einen Aderlaß beibringt, an den Sie denken werden, und das wäre doch unangenehm. — Doctor, Sie verstehen mich falsch. — Im Gegentheil, vortrefflich, und der Beweis davon ist der, daß Sie sich nicht schlagen werden, und der Kapitän sich genügend entschuldigen wird. Das ist's doch, was Sie wünschen?"

Des Arztes Scharfsinn lockte eine schwache Röthe auf die Wangen des Friedensfreundes. — „Pelletier ist ein brutaler Mensch, fuhr der Doctor fort, als spräche er mit sich selbst. Gewöhnlich haben doch die Stabsoffiziere mehr Lebensart; daß er den Frauen zu gefallen sucht, dagegen habe ich nichts, aber die Ehemänner noch dazu herauszufordern, das ist doch gewiß ein Verstoß selbst gegen die geringste Regel der Höflichkeit. — Sie rathen mir also zu einem Vergleich? fragte Duquesnoy mit einschmeichelnder Stimme. — Ja, gewiß, erwiederte lachend der Arzt, und noch mehr, ich biete mich als Unterhändler an. Ich wiederhole Ihnen, schon morgen nimmt Pelletier seine Herausforderung zurück; er wird sich in aller Form bei Ihnen

entschuldigen, und schwören, Ihre eheliche Ruhe nicht wieder zu stören, das ist meine Sache; das Uebrige kommt auf Sie an. — Das Uebrige? — Versprechen und Halten ist zweierlei, das wissen Sie; ich glaube daher, es wäre von Ihrer Seite sehr klug gehandelt, wenn Sie dem Kapitän die Ausführung seines Schwurs erleichterten, und zwar vermittelst einer kleinen Reise, welche Madame Duquesnoy auf einige Monate entfernte. Sein Dienst hält ihn in Paris zurück; und Sie sind frei. Wer hindert Sie z. B., den Winter in Italien zu verleben? Was meinen Sie zu Nizza? — Ich habe bereits an die Zweckmäßigkeit einer solchen Reise gedacht, und freue mich, mit Ihnen über diesen Punkt einverstanden zu sein. Aber warum Nizza lieber, als eine andere Stadt? — Das dortige Klima ist sehr gesund, namentlich für brustschwache Leute. — Aber meine Brust ist ja vortrefflich, glaube ich wenigstens, unterbrach Duquesnoy, dabei bemüht, aus des Arztes Augen besorgt, sein Urtheil zu lesen. — Ohne Zweifel; ich behauptete das Gegentheil nicht, erwiederte der Doctor mit ernstem Tone; von dieser Seite wird gerade der Ihnen von mir ertheilte Rath nicht positiv gerechtfertigt; allein Vorsicht kann nichts schaden, und besser ist's immer, dem Uebel vorzubeugen, als es zu erwarten. — Sie glauben also doch, daß ich von einer Brustkrankheit bedroht bin, fragte erblassend der Ehemann, der, wie man zu sehen bereits Gelegenheit gehabt, seiner eigenen Person sehr zugethan war. — Davon habe ich kein Wort gesagt, erwiederte der Doctor, der ein Gesicht machte, als thue es ihm leid, zu viel gesagt zu haben. Wollen Sie wissen, warum ich gerade den Namen Nizza ausgesprochen habe? Aus Egoismus. Es ist nämlich möglich, daß ich selbst einen Theil des Winters daselbst zubringe, und wenn Sie mit Madame da wären, so würde mir der Aufenthalt gewiß viel angenehmer sein. — Nun gut, das wollen wir schon sehen; die Sache ließe sich machen," erwiederte Duquesnoy, der den Doctor noch sorgenvoller verließ, als er zu ihm gekommen war, denn zu der Angst, welche

ihm die Aussicht eines Duells einflößte, kam noch die nicht minder lebhafte Furcht vor einer tödtlichen Krankheit, an die er bisher noch gar nicht gedacht hatte.

Der Arzt und der Offizier grüßten sich herzlich, und dinirten, nachdem sie einige Complimente gewechselt, Jeder auf seiner Seite. Sie verließen das Kaffeehaus zu gleicher Zeit, kamen vor der Thür zusammen, und sich unwillkürlich unter den Arm fassend, schlenderten sie auf dem Boulevard weiter. — „Nun, Doctor, begann Pelletier, recht aufgeräumt; haben Sie gefunden, was ich wenigstens schon zehnmal von Ihnen erbeten habe, eine liebenswürdige Frau (Fräulein oder Wittwe, braun oder blond, klein oder groß, mir gleichviel); kurz eine Frau, welche einwilligt, mein Glück zu machen, indem sie ihr Schicksal mit dem meinigen vereint? Ich verlange nichts weiter, als 100,000 Thaler Mitgift: zum Henker! Das, dächte ich, wäre doch bescheiden genug. — O, allzu bescheiden! Sie sind mehr werth, als dieß. — Sie moquiren sich wohl über mich? — Keineswegs; auch wäre die Zeit zum Scherzen schlecht gewählt, denn ich habe mit Ihnen in Erwartung der Zukünftigen mit den 100,000 Thalern eine wichtige Sache zu verhandeln. Duquesnoy hat mich beauftragt, mit Ihnen zu reden. — Und das nennen Sie eine wichtige Sache, sagte der Kapitän, verächtlich lächelnd. — Jede Angelegenheit, die blutig endigen kann, erscheint mir so, sagte der Doctor mit affectirtem Ernst. — Ah! Herrn Duquesnoy dürstet nach meinem Blute, fuhr Pelletier noch lauter lachend fort; bisher hielt ich ihn mehr für einen Grasfresser, als Fleischfresser; und mit welcher Sauce will er mich verspeisen? Mit dem Degen, oder der Pistole? — Er überläßt Ihnen die Wahl der Waffen, fuhr Magnian mit unzerstörbarer Würde fort. — Mir ganz gleich, ich habe es ihm ja schon gesagt. Warten Sie: morgen dejeunire ich mit einigen meiner Kameraden; es ist eine Art Corpsmahlzeit, und es sollte mir leid thun, dabei zu fehlen; aber übermorgen, da bin ich Ihr Mann. Ist es

Ihnen so recht? — Vollkommen. Uebermorgen früh um 7 Uhr, am Eingange ins Holz von Vincennes. — Gut, sagte der Kapitän, vertraulich wieder mit der breiten Hand seines Gefährten Arm erfassend. Sieh da, lieber Doctor, also auch mit Duellen geben Sie sich ab? Das ist doch eigentlich eine Concurrenz, die Ihnen Antipathie einflößen könnte. — Auf diesen etwas abgedroschenen Scherz antwortete der Doctor nur mit einem maliziösen Lächeln, welches er aber alsobald wieder unterdrückte. Lachend legen Sie den Finger auf eine meiner Wunden, sagte er nach kurzem Schweigen. Ich muß Ihnen die bizarre, ja ich möchte sagen, monstruöse Idee mittheilen, die mir in diesem Augenblick durch den Sinn fuhr. — Nur zu; ich bin ein Freund solcher Ideen. — Ich meinte nämlich, daß ich im Interesse meines Rufs zu wünschen Ursache hätte, das übermorgende Duell möchte für Duquesnoy ein schlimmes Resultat haben. — Warum das? fragte der Offizier mit verwunderter Miene. — Weil, wenn Sie ihn nicht tödten, ich ihn wahrscheinlich getödtet habe, ehe ein Jahr vergeht. — Das begreife ich nicht; wollen Sie sich denn auch mit ihm schlagen? — Keineswegs; aber ich bin sein Arzt, und als solcher für seine Existenz in den Augen vieler Leute verantwortlich, welche von der ärztlichen Kunst verlangen, daß sie den Kranken die Gesundheit bewahre, welche ihnen die Natur verweigert. Duquesnoy aber hat allem Anscheine nach kaum noch ein Jahr zu leben . . . — Was fehlt ihm denn? fragte Pelletier, große Augen machend. — Er ist brustkrank, erwiederte der Doctor im Tone des Mitleids; eine chronische Krankheit, ohne Hülfe! Ich wollte ihn nach Nizza schicken; Sie wissen, daß wir Aerzte, wenn man nicht mehr weiß, was man den Kranken verordnen soll, sie ins Bad oder nach Italien schicken. Hat er übermorgen kein Unglück, so reist er ab. Ob er wiederkommt, weiß nur Gott! — Er ein Brustkranker, der immer so blaß sieht, wie Débureau? — Auf die Farbe kommt nichts an. — Und Sie glauben ihn

in Gefahr? — Ich gebe ihm kein Jahr Leben mehr, vielleicht keine sechs Monate."

Die Beiden gingen nun eine Zeitlang still und mit ernster Miene nebeneinander her.

„Ja, Kapitän," sagte der Doctor, den Faden des Gesprächs wieder aufnehmend, „man kann den armen Duquesnoy als einen verlornen Menschen betrachten, selbst die Gefahr bei Seite gedacht, welche ihm von Ihrem Flamberg droht. Gewiß, noch ehe ein Jahr vergangen, kann seine Frau daran denken, sich wieder zu verheirathen. Wahrhaftig, eine höchst verführerische, niedliche Wittwe, der es an Anbetern nicht fehlen wird." Pelletier warf einen Seitenblick auf seinen Begleiter; allein des Arztes gutmüthige Miene verscheuchte wieder die Art von Mißtrauen, welches seine Worte erregt hatten. „Die Frau wird reich, wenn Duquesnoy stirbt? sagte der Kapitän halb laut, aber doch in fragendem Tone. — Das will ich meinen, erwiederte der Doctor; denn dießmal ist nicht von hunderttausend, sondern von zweimal hunderttausend Thalern die Rede. — Sie übertreiben, rief der Kapitän, dessen Augen plötzlich in eigenthümlichem Glanze strahlten. — Nun, die Berechnung ist ja leicht zu machen, erwiederte Magnian in zuversichtlichem Tone. Madame Duquesnoy hat von ihrem Vater 100,000 Franken geerbt; sie hat von ihrer Mutter noch 150,000 zu erwarten, und ihr Mann hinterläßt ihr wenigstens 350,000; nun addiren Sie. — Er hat ihr also Alles durch Ehevertrag zugesichert? fragte Pelletier, dessen innere Bewegung bei jeder von seinem Begleiter genannten Zahl zunahm. — „Alles," antwortete der Arzt in feierlichem Tone.

Dieß mächtige, kleine Wort wog eine lange Rede auf. Hätte es der Doctor mit Jemand zu thun gehabt, dessen geistige Kräfte er geschätzt, so würde Magnian kein Wort hinzugefügt haben; aber da er den Kapitän reicher an Schultern, als an Gehirn kannte, so scheute er sich nicht, eine Idee etwas länger zu verhandeln, von der er ein magisches Resultat erwar-

tete. „Für Sie, mit dem vollkommen entwickelten Ehehöcker am Hirnschädel, fuhr er im scherzenden Tone fort, wäre das eine Partie, die Ihnen zusagen würde; eine junge, hübsche, liebenswürdige Frau und sechsmal hunderttausend Franken im Vermögen! Freilich, wer ein solches Goldschiff in den Hafen bringen will, darf nicht damit anfangen, den Mann zu tödten."

Pelletier stellte sich, als ob er lachte, obwohl seine Physiognomie seit Kurzem einen etwas sinnenden Ausdruck angenommen hatte, und brach gleich darauf das Gespräch ab. Ueberzeugt, seinen Zweck erreicht zu haben, schützte der Doctor einen Krankenbesuch vor, und verließ seinen Begleiter auf dem Boulevard, aufs lebhafteste mit den 600,000 Fr. der zukünftigen Wittwe beschäftigt.

In einem Zuge und ohne Omnibus lief der Kapitän mit der Geschwindigkeit eines angeschossenen Ebers vom Boulevard de la Madeleine bis zur Bastille; bei der Porte-Saint-Martin war sein Entschluß gefaßt.

Ohne es selbst zu wissen, so lautete sein Selbstgespräch, hat mir der Doctor einen vortrefflichen Rath gegeben. Mich mit Duquesnoy schlagen! das wäre ja abgeschmackt; ich muß ihn ja tödten, denn ich habe in solchen Dingen eine unglückliche Hand! Wie aber dürfte ich's dann je wieder wagen, vor Virginien zu erscheinen? Ich bin dem niedlichen Weibchen nicht gleichgültig; glücklicherweise habe ich, da ich ihr seit drei Monaten den Hof mache, einen Vorsprung, so daß sie, wenn der große Tag kommt, nicht vermuthen kann, ich liebte sie ihres Geldes wegen. Duquesnoy tödten, das wäre einmal dumm. Er sterbe einen friedlichen Tod, der liebe Mann! Ich habe nichts dagegen. Auch werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach hinreichende Gelegenheit finden, mich mit meinen Concurrenten zu schlagen, sobald Virginie Wittwe ist. Sechsmal hunderttausend Franken! Das wird ein Gedränge sein; meinetwegen, ich habe mich zuerst auf die Liste geschrieben, und nur über meinen Leichnam geht der Weg.

Am andern Morgen kam der Kapitän zum Arzt Magnian, ziemlich lange vor der der Consultation gewidmeten Stunde.

„Doctor," hob er mit militärisch freimüthiger Miene an, „was Sie mir gestern über Duquesnoy's Krankheit mittheilten, hat mich zu ernsthaften Betrachtungen veranlaßt. Es kommt mir vor, als ob ich mich auf loyale Weise nicht mit einem Manne schlagen kann, der kaum noch sechs Monate zu leben hat. Nehmen wir an, ich verwundete ihn. Ein Degenstoß, der bei einem Andern leicht heilt, wäre für ihn in Betracht seines Gesundheitszustandes vielleicht tödtlich, und dann müßte ich mir's ja mein Leben lang zum Vorwurf machen, einen alten Freund wegen einer Dummheit getödtet zu haben. Hat er Ihnen die Ursache unsers Streites genannt? — Nein, sagte der Arzt, der als Unterhändler das Recht zu lügen zu haben glaubte. — Ein Paar lebhaft gewechselte Worte; nichts weiter, fuhr der Offizier fort, durch des Doctors unschuldige Miene irre geleitet; wenn ich aufrichtig sein will, so muß ich bekennen, daß das Unrecht wohl auf meiner Seite ist. Sie wissen, ich bin ein Hitzkopf; wegen Gott weiß welcher Bagatelle habe ich den armen Duquesnoy hart angefahren, und bereue es jetzt; kurz ich habe mich, glaube ich, genug geschlagen, um einen Streit auch einmal friedlich abmachen zu können, ohne deßhalb befürchten zu müssen, daß man mich für muthlos halte. Wollen Sie daher Duquesnoy rathen, sich damit zu beruhigen, so gebe ich Ihnen carte blanche. Unter uns, ich glaube nicht, daß ihm der Vorschlag mißfallen wird. — Da könnten Sie sich doch irren, Kapitän, erwiederte der Doctor, dem es wunderbar gut gelang, ernsthaft dabei zu bleiben. Gestern noch schien mir Duquesnoy sehr aufgebracht zu sein; wenn auch eigentlich friedlicher Natur, so wird er doch Tiger, wenn sein Blut kocht. Es scheint, als ob Sie ihn während des Streites sehr schwer beleidigt haben, und wenn Sie sich nicht förmlich bei ihm entschuldigen . . . — Darauf soll es nicht ankommen

unterbrach Pelletier; ich bin zwar nicht gewohnt, mich zu entschuldigen, und es wäre das erste Mal, daß mir so etwas passirt; allein bei einem alten Freunde muß man nicht so genau hinsehen. Zudem mache ich lieber Zugeständnisse, als daß ich mir in der Folge Vorwürfe machen müßte. Wollen wir zusammen zu Duquesnoy gehen? — „Meinetwegen," sagte der Doctor, der sich kaum eines Lächelns erwehren konnte, als er sah, wie menschlich, gefühlvoll und zart das Interesse selbst einen Raufbold machen könne.

Als Duquesnoy den Arzt in Begleitung des Offiziers in sein Zimmer treten sah, fühlte er, nachdem er die ganze Nacht kein Auge zugethan, eine Aufregung, ähnlich der des Verurtheilten, wenn ihm der Gerichtsschreiber das über ihn gefällte Todesurtheil vorliest. Doch gleich die ersten Worte machten das halb erstarrte Blut wieder flüssig. Der Kapitän entschuldigte sich in förmlicher, klarer Weise, und entfernte sich augenblicklich, nachdem er dem ehemaligen Freunde die Hand gedrückt, der in seiner Freude, mit heiler Haut davongekommen zu sein, sich äußerst bereitwillig zeigte. „Doctor, Sie sind ein Zauberer," rief Duquesnoy, sobald er mit dem Arzte allein war. — Ich verstehe mich ein wenig auf solche Dinge; so ist denn nun diese fürchterliche Geschichte ins Gleiche gebracht. Meine Rolle ist ausgespielt, wie steht es mit der Ihrigen? Wann reisen Sie nach Italien?"

Die Zufriedenheit, welche sich noch so eben auf Duquesnoy's Gesichte abspiegelte, verschwand augenblicklich und machte einem bekümmerten, düstern Ausdrucke Platz. „Doctor," sagte er mit bewegter Stimme, Sie müssen mir die Wahrheit sagen. Ich habe Charakter und werde mein Urtheil ruhig anhören; meine Brust ist leidend, ist's nicht so? — Sie meinen Ihr Gehirn. — Das Gehirn auch! rief Duquesnoy, immer blässer werdend. — Sie sind ein Narr, erwiederte der Arzt mit Achselzucken; ich tausche auf der Stelle mit Ihrer Brust. — Sie irren sich; Ihre gestrigen Worte kommen mir nicht aus

dem Kopfe. Ich habe die ganze Nacht gehustet, und empfinde zwischen den Schultern einen Schmerz, den ich bisher noch nicht bemerkt habe. — Einbildung! — Ich fühle, was ich fühle, fuhr Duquesnoy im trübseligen Tone fort; ich fürchte den Tod nicht, aber ich bekenne, nicht ohne Bedauern würde ich mich in der Blüthe der Jahre gezwungen sehen, meiner Frau und Familie ein ewiges Lebewohl zu sagen. Es ist daher meine Pflicht, um ihretwillen für mich besorgt zu sein, wenn ich es auch meiner selbst willen nicht sein möchte. Ich werde Virginien schreiben, sie solle nicht hierher kommen, sondern ich will sie unterwegs in Fontainebleau mitnehmen, und sogleich nach Nizza abreisen. — Reisen Sie, sagte der Doctor, denn diese Reise kann Ihnen nichts schaden. — Aber glauben Sie, daß sie mir heilsam sein wird? — Ohne Zweifel. — Und daß es noch Zeit ist, gegen diese furchtbare Krankheit zu kämpfen? — Ja, wir wollen Sie davon erretten, sagte Magnian mit spöttischem Ernste. Binnen sechs Wochen bin ich selbst in Nizza. Sie können daher überzeugt sein, von einem Arzte gepflegt zu werden, zu dem Sie Vertrauen hegen, wenn sich Ihr Zustand gegen alles Erwarten verschlimmern sollte."

Die beiden Freunde trennten sich, der Arzt über seines Clienten Angst lachend, während dieser schon den Tod in der Brust zu fühlen glaubte, und bei sich zu Rathe ging, ob er, da in beiden Fällen drohende Gefahr, nicht besser gethan hätte, lieber dem fürchterlichen Degen des Kapitän Pelletiers Trotz zu bieten, als in der Blüthe des Alters auf fremder Erde elendiglich zu sterben. Binnen zwei Tagen hatte Duquesnoy, fortwährend von diesem Gedanken gefoltert, seinen Paß geholt, seine Geschäfte in Ordnung gebracht und die Vorbereitungen zur Reise vollendet. Er stieg nun auch alsobald in die Postchaise, und fiel wie eine Bombe in Fontainebleau ein, wo er nicht erwartet ward. Seine ehemännliche Gewalt energischer in Anwendung bringend, als er bisher zu thun gewagt, entführte er seine Frau, die ganz bestürzt war über ein so neues Verfahren,

und sehr ärgerlich, sich von Paris entfernen zu müssen, da ihr die schmachtenden Liebesbriefchen des Stabsoffiziers den Aufenthalt daselbst noch angenehmer, als gewöhnlich gemacht hatten. Gegen Ende der Woche langten beide Ehegatten, der eine für sein Leben zitternd, die andere die zurückgelassenen Liebeshändel herbeisehnend, in Nizza an, wo gegen Ende des Herbstes der Doctor Magnian zu ihnen stieß, der sein Versprechen mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit gehalten hatte.

Es war im Monat April des folgenden Jahres; im Théâtre-Français ward ein Stück von Corneille aufgeführt. Mehr zur Feier des jungen Talents der Rachel, als um den alten Corneille zu ehren, war der Saal voll. In der Mitte des rechten Balcons saß Kapitän Pelletier in Gesellschaft mehrerer anderer Triumphatoren seines Gelichters, sprach laut, lachte sogar, kritisirte die Schauspieler, ließ die Frauen die Revûe passiren und belästigte seine ganze Nachbarschaft, ohne daß Jemand wagte, ihn zur Ordnung zu verweisen; so mächtig wirkt in gewissen Fällen der Zauber eines insolenten Blicks, eines wilden Schnurrbarts und einer elephantenartigen Schulterbreite!

Indem er nun mit dem Opernglas alle Winkel des Saals untersuchte, bemerkte der Kapitän in einer Loge zweiten Ranges eine Gruppe, welche seine Aufmerksamkeit augenblicklich vollkommen in Anspruch nahm. Vorn an saßen nämlich Herr und Madame Duquesnoy und hinter der jungen Frau der Doctor Magnian. Die Stellung dieser drei war charakteristisch. Mit bleichem Gesicht, medicamentischer Physiognomie, die Augen mit blauen Brillengläsern geschmückt wegen einer eingebildeten Augenkrankheit, saß der friedfertige Mann, das Theaterprogramm in der Hand, welches er in den Zwischenacten las, und lauschte andächtig den Worten der Schauspieler. Madame Duquesnoy spielte mit einem hübschen Bouquet, welches sie oft an die Nase brachte, und die rothen Blumen hoben den weißen Teint so vortheilhaft, daß man zu glauben versucht war, dieses mit anscheinender Nachlässigkeit ausgeführte Manöver sei fern

von aller Koketterie. Nachlässig an den Rücken ihres Stuhls gelehnt, wendete die junge Frau den Kopf bisweilen halb zurück, um die Worte besser zu hören, die ihr der Arzt lächelnd und mit leiser Stimme zuflüsterte, ohne daß der Mann an dieser Unterhaltung Theil nahm, oder auch nur den vertraulichen Charakter derselben zu ahnen schien.

„Wen betrachtest Du denn nun schon seit einer Viertelstunde? fragte einer seiner Nachbarn den Kapitän. Taucht Deine alte Leidenschaft für Madame Duquesnoy wieder auf? Ich glaubte, Du dächtest seit langer Zeit nicht mehr an sie? — Ich wußte nicht, daß sie wieder von Nizza zurück sei, erwiederte Pelletier verstimmt. — Sie ist schon seit 14 Tagen in Paris. — Findest Du nicht, daß Duquesnoy recht übel aussieht? Es scheint nicht, als ob das Klima ihm viel genützt habe; er ist ja noch einmal so blaß, als vor seiner Abreise. Armer Duquesnoy! — Ach, meinte ein Anderer, hältst Du ihn etwa auch für brustkrank? Das ist ja drollig. — Was ist hier drollig? fragte barsch der Kapitän. — Der Streich, den der Duckmäuser Magnian Duquesnoy und Dir gespielt hat, denn Deiner verwunderten Miene nach zu urtheilen, bist Du zur Hälfte mit mystificirt. — Berton, Du mißbrauchst meine Geduld, sagte Pelletier im mürrischen Tone. — Wölfe fressen sich nicht, erwiederte Berton lachend, wir wollen daher sprechen, ohne uns zu überwerfen; die Geschichte ist folgende: Ganz Paris, ausgenommen Du, amüsirt sich seit acht Tagen damit. Es scheint nämlich, als ob genannter Doctor Magnian, einerseits in Madame Duquesnoy verliebt und andererseits seit einiger Zeit brustleidend, es für geeignet gehalten habe, den Winter in einem mildern Klima, als hier, zuzubringen. Was that der Gauner? Er überredete den unschuldigen Duquesnoy, er, Duquesnoy, sei brustleidend, läßt ihn mit seiner liebenswürdigen Gemahlin nach Nizza reisen, und gesellt sich später in aller Ruhe zu ihnen. Die Rolle, welche alle drei in diesem Augenblicke spielen, gestattet keinen

Zweifel über die Entwickelung der Geschichte. Man braucht sie nur zu sehen, um ohne Verleumdung am Rande ihrer Loge den Titel eines der letzten Romane von Paul de Kock zu lesen: Le mari, la femme et l'amant. Dieser Magnian ist ein kluger Geselle und hat sehr geistreiche Einfälle. Ohne Zweifel aus Furcht, der Ehemann möchte zu hell sehen, hat er ihn überredet, eine blaue Brille zu tragen, ihm mit einer Augenkrankheit drohend. Heißt das nicht gut gespielt und ist das Abenteuer nicht amüsant? — Charmant! köstlich!" erwiederte der Kapitän, in einer Weise lachend, daß es klang, als ob er mit den Zähnen knirsche.

Die Tragödie war zu Ende. Der Doctor Magnian verließ die Loge, und Pelletier folgte diesem Beispiele augenblicklich. Einen Augenblick nachher standen sich in einem der Versammlungszimmer des Theaters zwei Menschen gegenüber. — „Doctor, ein Wort! sagte sehr ernsthaft der Kapitän. — Zwei für eins, wenn Sie wollen, Kapitän, erwiederte Magnian im jovialen Tone. — Es scheint, als ob sich Duquesnoy, Ihrem Prognostikon zum Trotz, vortrefflich befindet. — Wollten Sie, daß er sterbe? fragte der Doctor, mit komischer Emphase den Accent Joanny's parodirend, der so eben die Rolle des Vaters der Horatier gespielt hatte. — Ich weiß, daß Sie zum Entzücken scherzen, erwiederte Pelletier in einer Stimmung, welche in Zorn überzugehen begann; allein Sie sollten auch wissen, daß ich nicht gewohnt bin, zum Stichblatt zu dienen. Antworten Sie ernsthaft: ist es wahr, daß Duquesnoy nie in Gefahr war? — Im Gegentheil, in großer Gefahr. Sollte er sich nicht mit Ihnen schlagen? — Also schickten Sie ihn nur nach Nizza, um . . . — Um jenes Duell zu verhüten. Als Arzt bin ich gewohnt, die Gesundheit meiner Clienten im Auge zu haben, und es war meine Pflicht, Duquesnoy vor Ihrem Degen zu wahren, der in dem Rufe steht, als sei er einer fürchterlichen Krankheit gleichbedeutend. — Eine Krankheit, von der Sie sich vielleicht bald selbst zu kuriren

haben, sagte der Kapitän, den des Doctors Kaltblütigkeit fast zur Verzweiflung brachte. Mag jener Schwachkopf sterben, an was er will, ich werde ihm die Ehre nicht anthun, mich darum zu bekümmern; aber bei Ihnen, mein Theuerster, der Sie so hübsch zu scherzen wissen, möchte ich gern den Versuch machen, ob Sie so viel Muth wie Geist besitzen."

Die Rolle eines unglücklichen und mystificirten Rivalen ist so demüthigend, daß Pelletier aus Eitelkeit während dieser Discussion sorgfältig vermied, seine eigentliche Beschwerde kund zu thun und den Namen der Madame Duquesnoy auszusprechen. Aber auch der Arzt beobachtete eine Berücksichtigung, zu der ihn ohnedieß seine Stellung als begünstigter Liebhaber nöthigte. Daher nahm er die Herausforderung des Stabsoffiziers mit jenem gleichgültigen Lächeln an, welches bis jetzt auf seinen Lippen geschwebt hatte. — „Mein lieber Kapitän, sagte er zu ihm, ich sehe, daß es Ihnen in diesem Augenblick besonderes Vergnügen machen würde, mir mit Ihrer guten Klinge einen Stoß in die Rippen zu versetzen, oder eine Kugel in den Schenkel zu schießen (ich nehme nämlich an, daß Sie meinen Kopf aus alter Freundschaft schonen); es ist dieß eine Liebhaberei, der Sie Genüge leisten können, wenn Sie dazu durchaus Lust haben. Allein, wenn Sie mich tödten, wer verheirathet Sie denn mit Fräulein Nanteuil? — Pelletier blickte seinen Gegner mit einer Verwunderung an, die dessen gute Laune noch verdoppelte. — Wer ist Fräulein Nanteuil? fragte er dann mit unwillkürlich milderem Tone. — Eine liebenswürdige Erbin, deren Arzt ich bin, obgleich sie sich vollkommen wohl befindet, im Besitz eines Vermögens von 200,000 Franken baaren Geldes, eben so viel in Aussicht, und die, wenn ein gescheidter Freund sich in die Verhandlungen mischt, glaube ich, einwilligen würde, das Glück eines hübschen Junggesellen Ihrer Art zu machen. — Dieser Teufel von einem Doctor, sagte der Kapitän, Magnian's Arm in den seinen legend, man kann nicht mit ihm grollen."

II.

Der Spitalarzt.

Von

Dr. Weiglein in Gráz.*)

Zu einem guten Arzte wird ein seltener Verein von Eigenschaften erfordert, und es ist oft schwer, zu unterscheiden, ob er den größeren Theil seines Erfolges einer glücklichen natürlichen Anlage oder seinem Verdienste zu danken habe. Doch sind nicht alle seine Vorzüge in gleichem Maße erforderlich, je nachdem ihm der Zufall oder seine eigene Wahl einen Wirkungskreis anwies. Namentlich sind die Stellung, die Verhältnisse, und daher auch die Befähigung eines Spitalarztes von jener eines Privatarztes in mancher Beziehung verschieden. Jener ist ein Armenarzt unter den günstigsten Verhältnissen, und wenn sich je von einem Arzte sagen läßt, daß er im Krankenzimmer herrschen soll, wie in seinem Reiche, so ist dieß bei ihm der Fall. Er kann auf strenge Disciplin sehen, und wo er behandelt, findet keine Einmischung von unberufenen Basen und Tanten, von unzeitigen Wasser-Doctoren, oder

---

*) Aus der Wiener Gesundheitszeitung 1838. No. 11.

einer anderen Secte Statt. — Contrebande von Speisen ist oft seine schwerste Sorge, gegen die ihn ein strenges Prohibitivsystem schützt; — kurz, er ist auf seinem Terrain unumschränkter Gebieter und Herr. Gewöhnlich wird er unterstützt von untergegebenen Aerzten, und wohnt unter einem Dache mit den Armen, die seiner Hilfe bedürfen. Die Pflege ist endlich Leuten anvertraut, die im Krankendienste oft ergrauten; bei denen es nur Andeutungen und Winke, und keiner langen Commentare bedarf, um ihnen die gewöhnlichen Handgriffe und Anordnungen, die seit Galen's Zeiten immer dieselben bleiben, verständlich zu machen. Alle diese Vortheile setzen ihn in den Stand, eine Zahl von Kranken zu behandeln, die zuweilen ins Abenteuerliche geht und die physische Kraft jedes Privatarztes weit überstiege. In manchem Punkte ist er dagegen im Nachtheile.

Jeder Anfänger weiß schon, wie ungemein wichtig es sei, die erste Entwicklung der Krankheit und ihre Ursachen zu kennen. Dem Spitalarzte wird selten dieses Glück zu Theil. Der Privatarzt sieht die bittere Armuth, die schmutzige enge Wohnstube; er sieht den Unfrieden im Hause, oder die schwelgerische üppige Lebensweise; — es ist ein lebendiges Gemälde, das sich vor seinen Blicken aufrollt; — der andere muß dasselbe durch ein trockenes Verhör mühsam entziffern. Ueberdieß ist der gemeine Mann selten fähig, seine Leidensgeschichte gut zu erzählen; er vermengt heute und gestern; datirt sein Erkranken nur vom Tage her, an dem er sich zu Bette legt, oder die Arbeit verläßt, und sei er noch so weitschweifig, so hat er am Ende zuweilen das Wichtigste verschwiegen. Das Krankenexamen muß daher bei ihm anderer Art sein, als bei dem Gebildeten.

Freilich steht von dem Augenblicke, als er die Schwelle des Hospitals betritt, dem Arzte Alles zu Gebote, den Gang seines Uebels auf's Schärfste zu beobachten und wo möglich zu leiten. Leider ist jedoch dieser Moment oft viel zu spät. Er trifft die Krankheit gewöhnlich auf ihrem Höhepunkte (Acme);

der Privatarzt sieht sie in ihrem Beginnen, den Riesen gleichsam noch in den Windeln; ist für jenen die Diagnose (Erkenntniß) leichter, so ist es für letzteren — wiewohl nur in dieser Beziehung — die Heilung der Krankheit.

Unstreitig sind für die Bildung des Praktikers Leichen-Sectionen von höchster Wichtigkeit; aber nur das Krankenhaus ist auch der Ort, wo man sie so häufig, so ungehindert vornehmen kann. Er lernt von der Leiche oft mehr, als von dem Kranken, und beide vereint geben erst erschöpfenden Aufschluß über den geheimnißvollen Prozeß, der das Leben verzehrte. Wie oft bleibt seine Diagnose nur eine scharfsinnige Vermuthung, eine geistreiche Hypothese, und das Messer des Anatomen ist es, das hier den gordischen Knoten löst. Nirgends wird auch der epidemische Genius leichter beobachtet. Ehe noch der Sturm einer Epidemie ausbricht, kann der Arzt dort die drohenden Zeichen lesen, und nach Gesetzen, die ihm die Natur dictirt, sein praktisches System modeln.

Die Behandlung ist überhaupt einfacher; denn er hat mehr die Krankheit als den Kranken mit seinen Launen vor sich; er ist durch Umstände minder gedrängt, mit Medicamenten einzustürmen, und daher ein Freund der methodus exspectativa. Sein Dispensatorium ist in der Regel kleiner, weil das zweckmäßige Verhalten oft die Apotheke ersetzt, und die Natur die Wunder wirkt, wenn sie nur frei von Hindernissen ihre Kraft entfaltet. Bei allem dem hat er die trefflichste Gelegenheit, neue Mittel zu versuchen und über ihre Heilkraft ein competentes Urtheil zu fällen. Er kann die äußeren Einflüsse während ihrer Anwendung am leichtesten regeln, und die große Zahl, an der er seine Experimente anstellt, macht es ihm möglich, die Wirkungen des Mittels von jenen zu unterscheiden, die nur von der Individualität des Kranken abhängen. Mit einem Worte, von Keinem kann auch die Wissenschaft der Medicin so viel erwarten, als von ihm, wenn er anders weder einem bloßen Schlendrian, noch jeder Neuerung unbedingt huldigt.

Schätze, glänzenden Ruf darf er freilich in seinen Mauern nicht suchen; er ist dem Lobe und dem Tadel der Welt weniger ausgesetzt, und die Kritik des Publikums trifft mehr die Spitäler im Allgemeinen, über die es gerne den Stab bricht, als den einzelnen Arzt. Sein Wirken ist daher stiller und geräuschloser, aber nicht weniger erfolgreich; das Krankenhaus bleibt ihm die herrlichste Schule und jene Fundgrube praktischer Kenntnisse, aus der die größten Aerzte geschöpft haben. Je freier aber, je unabhängiger sein ärztliches Wirken ist, um so tiefer muß ihn die Liebe zu seinem Berufe und wahre Humanität beseelen. Mit diesen Vorzügen muß er sich das Vertrauen des Kranken gewöhnlich erst erwerben, ja ein eingewurzeltes Vorurtheil gegen die Anstalt selbst entkräften. Selten aus freiem Willen betritt der gemeine Mann das Krankenhaus, als sein letztes Asyl, und derselbe, der oft zu Hause an die bitterste Noth gewöhnt ist, ist dort mürrisch und unzufrieden, und weiß für die Pflege und ärztliche Behandlung wenig Dank, weil er sie nicht als eine Wohlthat, sondern als Pflicht ansieht. Die Humanität wird den Arzt davor bewahren, daß er nicht mit gedankenloser Hast den Krankensaal durcheilt, und seine Geschicklichkeit nach den wenigen Minuten bemißt, die er zu seinem Besuche braucht. Ueberhaupt ist er weniger in Gefahr, das Alltägliche für ein Phänomen anzustaunen, als ein seltenes Spiel der Natur als gewöhnlich zu übersehen. Dabei wird er recht wohl wissen, wo Mitleid und angestrengte Aufmerksamkeit am unrechten Platze wären; ich meine bei jenem Schlag von Leuten, die eine andere Feder in diesen Blättern vortrefflich zeichnete — den sogenannten Spitalbrüdern. — Die werden in der gemächlichen Ruhe und unter der humansten Behandlung kränker, viel kränker; für sie ist nur Arbeit das rechte Mittel. Alle wirklich Kranken aber wird er mit derselben Sorgfalt und Theilnahme behandeln, als wenn es lauter Vornehme wären. Sein Gemeingefühl mag sich durch die Länge der Zeit gegen die Atmosphäre der Kranken und alle Contagien

abstumpfen; aber sein Herz soll nie unempfindlich werden gegen fremdes Leiden. Und was auch immer seine Stellung Unangenehmes mit sich bringt, so kann ihn der Gedanke trösten, daß er am leichtesten die erste Bestimmung eines Arztes erreicht, d. i. Kranke zu behandeln und zu heilen.

III.

Fatme-Effendi, die Hospital-Doctorin zu Esbeckié.

Daß der Titel Effendi oder Gelehrter, welcher bisher nur von Männern geführt werden konnte, auch Frauen beigelegt wird, ist ein Zeugniß von den Umwälzungen, welche in den Ansichten der Aegypter vorgehen, und klingt, ohne nähere Kenntniß der Sache, bei weitem seltsamer, als eine ähnliche Erscheinung in Europa. Man höre also, auf welche Weise ich den Zusammenhang erfuhr.

Eines Morgens wehte der Chamsin; Staubwolken durchflogen die Straßen von Kahira, und obgleich wir erst den 3. Februar hatten, zeigte das Thermometer $21\frac{1}{2}^0$ Reaumur. Ein solcher Tag war für weite Ausflüge nicht geeignet und bestimmte mich, den Vormittag dem Besuche der verschiedenen wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten zu widmen, wozu mir der treffliche Clot-Bey seine Begleitung angeboten hatte. Nachdem er sich mit dem russischen Konsul, Herrn Bocti, dem ehemaligen Dolmetscher General Kleber's, zu diesem Behufe bei mir eingefunden hatte, begaben wir uns zuerst in das Hospital von Esbeckié. Ohne mich bei der glücklichen Vertheilung der Säle und der darin herrschenden Reinlichkeit

aufzuhalten, will ich gleich von der Hauptsache sprechen, daß nämlich die Frauen von weiblichen Aerzten behandelt werden, und Fatme, die uns hauptsächlich beschäftigen soll, einem Theil des Dienstpersonals vorsteht. Diese Wohlthat — denn eine solche ist es für Aegypten — hat Clot-Bey dem Lande erwiesen. Er ist zwar nicht der Gründer des Instituts, nicht einmal der Lehrer der Jungfrauen gewesen, aber er hat zuerst den Gedanken gehabt, junge Afrikanerinnen zu diesem Behufe auszubilden, und dafür die ganze Festigkeit seines Willens aufgeboten. In dem Saale, in welchen wir zuerst eintraten, saßen in drei Reihen vor drei Tischen etwa 15 junge Mädchen, sämmtlich geborene Afrikanerinnen, wenngleich von verschiedenen Farben. Es waren die weiblichen Aerzte, unter deren Pflege die kranken Frauen, in der Regel der Armen und Derjenigen stehen, welche sich entschließen, ihre Gattinnen dort pflegen zu lassen. Die weiblichen Patienten theilen sich gegen Ihresgleichen viel offener mit, als sie es gegen Männer thun würden, und erleichtern dadurch nicht bloß die Behandlung, sondern es lassen sich auch hierdurch weit günstigere Resultate erzielen. Jeder Einsichtsvolle gestand, daß es etwas Außerordentliches war, in diesem Lande männliche Aerzte zu bilden, daß aber im Grunde nur die Hälfte dessen, was nothwendig gewesen, damit bewirkt worden. Erst jetzt ist der Zweck vollständig erreicht, da beide Geschlechter, ohne Verletzung der Delikatesse, sich bei Sachverständigen Raths erholen können. Daß es aber von Seiten Clot-Bey's eine solche Beharrlichkeit des Willens erfordert habe, um die weibliche Fakultät von Esbeckié ins Leben zu rufen, wird denjenigen nicht Wunder nehmen, welcher weiß, was für Hindernisse der Islam der medizinischen Schule für Männer bereits in den Weg gelegt hat. Kaum hatte aber der Vicekönig die Wichtigkeit eines solchen Planes begriffen, so befahl er den Ankauf mehrerer Sklavinnen, um mit ihnen das zu versuchen, wozu sich die Frauen der Eingebornen in keinem Fall hergegeben hätten. Es

wurden im Ganzen zehn Negerinnen und eben so viele Abyssinierinnen, unter diesen Fatme, gekauft.

Fatme stammt aus der abyssinischen Provinz Leban; sie wurde in einem Alter von sieben Jahren Kriegsgefangene, war drei Jahre auf steten Wanderungen, mehrmals gekauft und wieder verkauft und mußte mit ungeübten Kinderfüßen den Weg von ihrer Heimath bis Kahira zurücklegen. Je näher dem Ziele, desto höher schlug sie ihr Herr an, weil der Preis der Sklavinnen in dem Maße wächst, als man sich dem Sitze der Chalifen nähert. Ihr Loos brachte sie auf den Basar von Kahira, in eine jener Hallen, wo die armen Opfer, mit Allem, was der Trödel nur Kostbares hat, ausgestattet, zum Verkauf ausgesetzt werden. Da warten sie ängstlich des neuen Herrn. „Wie wird er sein, sanft und nachsichtig, oder streng und gebieterisch? Welche Dienste warten meiner? Und werde ich hier nicht verkauft, wohin geht mein Weg alsdann? Vielleicht nach Smyrna oder nach Istambul; da soll es noch kälter sein als hier, wo ich ohne die Kleider, die mich schützen, erstarren würde. Wenn es nach Stambul geht, muß ich gar übers Meer, das ich niemals gesehen, auf dem so viele Menschen ihren Tod gefunden haben; nun, Gott steh' mir bei (Allah kerim)!" Solche Fragen und Gedanken ängstigten auch die Seele Fatme's, als ein Mann herantrat, Fatme und ihre Mitgefangenen musterte, sie aufstehen und gehen hieß, ihnen Zähne, Augen und Hände untersuchte und mit ihnen sprach, um zu sehen, ob sie ihn verständen. Nach gehaltener Prüfung zog sich der Fremde zurück, und der Sklavenhändler ging ihm nach. Voller Erwartung sahen sich die Mädchen an, und ihre Blicke fragten: Was wird daraus werden? Der Händler kam zurück, ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, es war Alles richtig gemacht. Fatme's und ihrer Mitsklavinnen neuer Herr war der Vicekönig von Aegypten, und das Feld ihrer Thätigkeit sollte von nun an die Wissenschaft sein.

Vom Basar weggekauft, ohne die geringste Aufforderung von anderer, ohne Ahnung von ihrer Seite, welche Hoffnungen

man in sie setzte, selbst ohne zu wissen, ob sie gegen den neuen Beruf nicht eine entschiedene Abneigung hätten, wurden die Mädchen in ihr Amt eingeführt. Erst mußten sie das platte Arabisch lernen, das sie nicht verstanden, dann die arabische Büchersprache, um die Uebersetzungen der vorzüglichsten europäischen Abhandlungen über Medizin lesen zu können. Fatme zeichnete sich schon in den Vorstudien vor ihren Mitschülerinnen aus und behauptete diesen Vorrang auch in den eigentlichen Fachstudien. — Von den zehn Abyssinierinnen sind nur noch fünf am Leben, die übrigen sind an der Schwindsucht gestorben und zwei der Lebenden auf dem Wege, ihnen zu folgen. Auch mehrere Negerinnen sind ein Opfer dieser Krankheit geworden. Das Klima also, das den brustkranken Europäern so heilsam und den Eingebornen so günstig ist, daß man die Phthisis kaum dem Namen nach hier kennt, greift die Lungen der Abyssinierinnen tödtlich an, und zwar in dem abschreckenden Verhältniß von 7 : 10 in einem Zeitraum von weniger als acht Jahren. Fatme hat bis jetzt dem Uebel widerstanden, ist fröhlich, kräftig, von fester Gesundheit; Gott will nicht, daß sie sterbe, hat ihr Kräfte des Verstandes und Adel der Seele gegeben, hat sie durch tausend Gefahren und Strapazen aus der Mitte Afrika's, wo sie ein müßiges Leben führte, bis auf den Basar von Kahira geleitet, damit sie für Rechnung der leidenden Menschheit gekauft würde.

Fatme ist ein gutmüthiges Mädchen und voll Theilnahme für die Lage ihrer Gefährtinnen, welche sie mehr durch die Sanftmuth und Gleichmäßigkeit ihres Charakters, als durch die Ueberlegenheit ihres Wissens beherrscht. Ihre Sorgfalt namentlich für die beiden Kranken, die mit jedem Tage sichtlich hinschwinden, ist eine wahrhaft schwesterliche. Eine von diesen, Namens Keizerun, war traurig und klagte. Ich ließ ihr durch Fatme, welche das Französische noch nicht spricht, aber versteht, sagen: „Die Arbeit ermüdet Dich vielleicht, Du solltest Dir auf einige Zeit Erholung suchen." — „Eher sterben,

als nicht lernen," erwiederte das Mädchen; ich muß eben so gelehrt als Fatme werden. — Herr Bocti übersetzte uns diese Antwort, worüber Fatme sehr verlegen wurde.

Wir richteten verschiedene Fragen an die Zöglinge; Herr Bocti, der zugegen war, übersetzte unsere Anreden ins Arabische und die Antworten ins Französische. Dieser Kenner des Orientalischen, den man nicht so leicht täuscht, kam nicht aus der Verwunderung heraus; auch er besuchte die Anstalt zum ersten Mal. Fatme sprach anfangs über Physiologisches, dann über Physik und Chemie, und es machte sich sonderbar genug, wenn in der Menge arabischer Worte europäische Termini, wie acidum carbonicum, oxigène, hydrogène u. s. w., hindurchtönten, da man die wissenschaftlichen Bezeichnungen unverändert aufzunehmen für gut befunden hat. Sie nannte uns die Zusammensetzung der atmosphärischen Luft, sprach von der Bestimmung des Sauerstoffes in der Natur, zählte die Bestandtheile des Blutes auf und zeigte sich mit der Anwendung des Kohlenstoffgases vertraut. — Diese Prüfung ihrer Fähigkeiten war für die Jüngerinnen der Heilkunde nicht die erste, welche sie vor andern Personen als ihren Lehrern ablegten, sondern kurz vorher hatte eine feierliche Prüfung stattgefunden, zu der eine Einladung an die gelehrtesten Ulemas ergangen war. Es ging ihnen wie uns, sie sahen, hörten und staunten. Der Eine meinte voll Verwunderung, daß die Kinder der Muselmänner in der Moschee von El-Azar gerade das Doppelte der Zeit gebraucht haben würden, um so viel zu lernen als diese Mädchen wüßten. Ein Anderer strich sich gravitätisch den Bart und erklärte ihre Fortschritte für ein „non plus ultra" („c'est le dessus du dessus"). Nach der allgemein wissenschaftlichen Prüfung verlangten die Ulemas eine über Medizin, wovon sie, unter uns gesagt, nicht viel verstehen; indeß erfüllte man ihren Wunsch. Man schlug ein auf dem Tisch liegendes Buch nach Zufall auf und fand eine Stelle über die Beschaffenheit gewisser Organe. Clot-Bey, ein ängstlicher Beobachter Muselmänni-

schen Herkommens, wollte nicht zugeben, daß gerade über diesen Punkt ein öffentliches Examen abgehalten würde; aber das Oberhaupt der Ulemas antwortete auf seine Bedenklichkeit: Wäre es etwas Zweckloses, so thäte er ohne Zweifel besser, nicht darauf einzugehen, aber was nützlich sei, könne auch gelesen und studirt werden." Hier konnte ich gegen Clot-Bey meine Bewunderung nicht länger zurückhalten. „Das nenne ich Fortschritte, mein lieber Doctor; Sie freuen sich gewiß über den Geist der Duldung, der von unberechenbarem Erfolge sein muß in einem Lande, das mir wie Ihnen ehrwürdig ist."

Fatme's Ruf ist, wie man leicht erachten kann, im fortwährenden Steigen, und wenige Tage, ehe wir in Kahira eintrafen, hatte die Tochter des Vicekönigs den Wunsch geäußert, die junge Abyssinierin zu sprechen und einige Aufschlüsse über Anatomie von ihr zu erhalten. Mit mehreren wächsernen anatomischen Präparaten versehen, begab sich Fatme demzufolge in den Harem. Sie gewann den Beifall der Prinzessin in so hohem Grade, daß diese ihr ein prächtiges Diamantenschloß für ihren Turban schenkte und sie mit dem Gruße „Effendi" entließ, einem Titel, der ihr nach ägyptischer Sitte bleiben muß. Als ich ihren Schmuck zu sehen wünschte, legte sich Fatme, deren Bescheidenheit über unsere fortwährenden Exclamationen schon mehr als einmal erröthet war, mit einem Male aufs Schmollen und weigerte sich standhaft, denselben zu zeigen; aber eine junge Negerin aus ihrer Umgebung hob mit Lebhaftigkeit den Mousselinschleier auf, und unser Auge fiel auf ein prachtvolles handbreites Mac-Allah, auf das, ohne den geringsten Neid blicken zu lassen, alle Mädchen mit Stolz wiesen. „Fatme ist unsere Mutter," sagten einstimmig Abyssinierinnen, Fellahs und Negerinnen; denn nachdem der erste Versuch so gelungen war, hat man auch die Töchter der Eingebornen aus der Hefe des Volkes, die durch Armuth und Sittenlosigkeit verloren schienen, vom Straßenpflaster Kahira's aufgerafft und zu Schülerinnen des Hospitals gemacht.

Als ich nach dem Verhältniß der natürlichen Anlagen bei diesen drei Racen mich erkundigte, so wurde den Abyssinierinnen der erste, den Fellahs der zweite und nur der letzte den Negerinnen zuerkannt. Kann diese Ueberlegenheit der abyssinischen Race mit den sanften, melancholischen Gesichtszügen nicht als eine Stütze für die Ansicht derjenigen Gelehrten dienen, welche die Aegypter von den alten Aethiopiern abstammen lassen? Und was würde die Geistesschwäche der Neger beweisen? Vielleicht, daß die Gründung von freien Negerstaaten in Amerika ein vergebliches Unternehmen moderner Philanthropie ist, daß aus so untergeordneten Capacitäten keine kräftige, dauernde Nationalitäten, denen der Genuß der göttlichen Freiheit eben so heilsam wäre, als glücklicher organisirten Völkern, hervorgehen werden.

Es liegt in der Natur der Einrichtung, daß die Frauen in Esbeckié zugleich das Amt von Aerzten und barmherzigen Schwestern versehen. Der Erfolg dieser Anordnung ist höchst günstig; denn nicht nur tragen die Frauen der Armen kein Bedenken, dort die Hülfe der Kunst zu suchen, seitdem sie von Personen ihres Geschlechtes behandelt werden, sondern hauptsächlich begeben sich die Schwangeren aus allen Ständen ins Hospital, um daselbst ihre Niederkunft abzuwarten und sich der Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der alten Frauen zu entziehen. Die jungen Accoucheurinnen leiten der Reihe nach die Entbindungen, jede präsentirte mir den Neugebornen, den sie hatte zur Welt bringen helfen, und wollte sein artiges Wesen und gesundes Aussehen gelobt wissen, indem sie immer fragten, ob sich der ihrige nicht mehr empfehle als die der Anderen? — Mit dieser Einrichtung ist ein zweites, nicht minder wichtiges Resultat gewonnen. So lange nämlich Männer das Geschäft des Impfens versahen, wollte Niemand sein Kind dazu hergeben, weil man in dem Wahne stand, daß der Pascha darin ein Mittel suche, den Kindern ein Kennzeichen aufzudrücken, damit sie späterhin der Aushebung nicht entgehen könnten: seitdem aber Frauen diesem Geschäfte vorstehen, hat die Furcht

in dem Grade abgenommen, daß in acht Monaten mehr als 3000 Impfungen vorgenommen worden sind, d. h. täglich ungefähr 12. Die Listen, welche die Mädchen darüber führen, und die ich in Augenschein genommen habe, gleichen eleganten Manuskripten.

Beim Abschied sagte ich Fatmen, daß sie eben so liebenswürdig als gelehrt sei. „Was hilft mir mein liebenswürdiges Wesen," sagte sie, „da ich eine Gelehrte bin; ich habe mich mit der Wissenschaft verheirathet." Ich fügte hinzu: „Fatme, Du machst Afrika Ehre." — „Das wollte ich wohl," war ihre Antwort, „ich arbeite nach Kräften, und vielleicht werde ich einst etwas, so es Gott gefällt (Insch-Allah)."

Dr. de Ségur-Dupeyron.

IV.

Rede über die Erfordernisse zur ärztlichen Praxis.

Vom

Medicinalrathe und Professor ꝛc. **Dr. J. Betschler** in Breslau.*)

Hochverehrte Anwesende!

Schon seit einer Reihe von Jahren giebt dieses Fest unserer Anstalt die Veranlassung, ihre vielseitigen Verhältnisse öffentlich zu würdigen, um, während sie rück- oder vorwärts schaut, aus einem Vergleiche der Gegenwart mit der Vergangenheit entweder ihre Rechtfertigung zu führen, oder Belehrung und neue Entwürfe für die Zukunft zu gewinnen. Von hoher Bedeutung ist deshalb, wenn auch nach verschiedenen Beziehungen hin, dieser Tag für jedes ihrer Mitglieder, besonders aber für diejenigen, welche mit ihm eine Lebensepoche beschließen,

---

*) Gehalten in der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt zu Breslau am 5. September 1840.

um eine neue zu beginnen, durch welche sie in das praktische Leben eingeführt werden.

Mehrere von Ihnen, meine jungen Freunde! stehen heute im Begriff, diese verhängnißvolle Schwelle zu überschreiten, und die bisher Ihr Leben leitende und schützende Hand, die fremde Sorgfalt für Ihr geistiges Wohl, mit der eignen Selbstständigkeit zu vertauschen. — So wie aber der sorgsame Vater, des Lebens Klippen und Gefahren wohl kennend, den geliebten Sohn aus seinem Schutze nur entläßt, nachdem er ihn zuvor mit allen den Kenntnissen, Rathschlägen und Ermahnungen ausgerüstet hat, welche ihn seines eignen Lebens Erfahrung als nützlich und zweckmäßig kennen gelehrt hatte, und ihm dabei des Himmels Segen erfleht: eben so sieht unsere Anstalt Sie unter den Gefühlen der innigsten Theilnahme für Ihr ferneres Wohl und mit dem heißesten Wunsche scheiden, daß Sie Ihres künftigen Wirkens Zweck und Bedeutung ganz begriffen haben, und durch seine Ausübung Ihre Nebenmenschen und Sich selbst dereinst beglücken mögen.

Es ist ein schwerer Beruf, ja vielleicht die schwierigste unter allen Stellungen des Lebens, die Sie Sich erwählt haben, und deshalb möchte es nicht unangemessen sein und vor der hochansehnlichen Versammlung Nachsicht finden, wenn ich — von unserer Anstalt heute beauftragt, im Namen derselben dies Fest durch eine Rede zu eröffnen — diese Gelegenheit dazu benutze, Sie mit den Mitteln bekannt zu machen, durch welche Sie das Ziel Ihres Lebensberufes am sichersten zu erreichen im Stande sein werden.

Die von uns geübte Kunst schöpft ihre Lehren aus der Erfahrung, die, obgleich seit Jahrtausenden beachtet und benutzt, doch nie abgeschlossen sein wird, weil das Leben selbst in seinen ewigen Productionen, den regelmäßigen, wie anscheinend regelwidrigen, sich immer neu gestaltet, und unermeßlich und unendlich ist. So wie deshalb die Wissenschaft nie vollständig ausgebildet sein wird, eben so wenig wird jemals ein Jünger derselben als ein vollkommen Eingeweihter betrachtet werden

können, und zwar um so weniger, als ja unsers Stammvaters Ausspruch: „Ars longa, vita brevis," sich bis in alle Ewigkeit in seiner vollsten Gültigkeit bewähren wird. Trotz dieser Ueberzeugung von der Unvollkommenheit alles Irdischen, kann und darf uns doch diese Wahrheit nicht schrecken; im Gegentheile, sie muß uns ermuthigen, alle unsere Kräfte in Anspruch zu nehmen, um wenigstens dem Ideal, nach dem wir streben, so nahe wie möglich zu kommen, und zu diesem Zwecke nicht allein durch eigene Beobachtung und Prüfung, sondern auch durch die der Besseren aller Zeiten unsere Kenntnisse zu mehren und zu berichtigen.

Die erste Bedingung, um ein Heilkünstler im wahren Sinne des Wortes zu sein, ist deshalb ein durch das ganze Leben fortgesetztes Studium, nicht allein in dem Buche der Natur, sondern auch in den Schriften der Vor- und Mitwelt — das Streben nach dem Besitze wahrer ärztlicher Gelehrsamkeit.

Diese Epoche beginnt erst jetzt bei Ihnen, meine jungen Freunde! die Sie heute mit dem Zeugnisse der sogenannten Reife von uns entlassen werden. Doch mißverstehen Sie diesen Ausdruck nicht; denn wir erklären Sie nicht als für das Geschäft eines Arztes reif, sondern nur für so weit befähigt, daß Sie dieses große Studium jetzt selbstständig beginnen können. Die Anstalt würde sich wahrhaft glücklich preisen dürfen, wenn sie die Ueberzeugung haben könnte, durch ihre bisherigen Leistungen Sie Alle in den Stand gesetzt zu haben, dieses eigene Forschen nach Wahrheit mit Erfolg betreiben zu können; denn sie vergleicht Ihre jetzige Stellung mit der eines Landmannes, dem es durch seine bisherige unermüdliche Thätigkeit gelungen ist, sich einen eigenen Grund und Boden erworben zu haben, durch dessen Bearbeitung er fortan sich und Anderen dienen und nützlich werden soll. Nicht die Zeit Ihrer Ernte ist deshalb jetzt gekommen, sondern erst die der Aussaat, und die von Ihnen dereinst zu gewinnenden Früchte werden nur dem regen Eifer, der unausgesetzten Arbeit ent-

sprechen, welche Sie durch Ihr ganzes Leben auf ein unermüdliches Studium verwenden werden.

Bei der bisher befolgten Unterrichtsmethode konnte es nur vorzugsweise darauf ankommen, Ihrem Gedächtnisse die von uns anerkannten Wahrheiten der Heilkunde einzuprägen, um Ihnen ein abgerundetes, systematisches und sicheres Wissen als Basis zu geben, auf die Sie fortan weiter bauen sollen; jedoch ferner nicht mehr mit jener untergeordneten geistigen Facultät, dem Gedächtnisse, sondern mit einer höheren, der eigenen Urtheilskraft. Die bloße Gedächtniß- und Büchergelehrsamkeit ist nämlich ein eitles, unfruchtbares, nicht selten verworrenes und sich widersprechendes Gemisch von Gutem und Schlechtem, Wahrem und Falschem, Zuverlässigem und Zweifelhaftem, was den Kopf füllt, ohne den Verstand zu erleuchten, und den Besitzer zum gelehrten Tagelöhner macht, der reich an werthlosem Material und arm an Intelligenz, groß im Kleinen und klein im Großen geworden ist. Ueber das Lesen verlernt er endlich das eigene Denken; denn er sammelt immer und gebraucht und prüfet nie. Zum Tragen, nicht aber zum Bauen geboren, führt er nur Haufen Steine, nicht aber regelmäßige und schöne Gebäude auf; denn seine Arbeiten, die, statt ihn zu erheben, ihn nur niederdrücken, sind ohne Wahl, ohne Zusammenhang, ohne Absicht und Zweck. Ein solcher Gedächtnißgelehrter hat tausend Dinge im Kopfe, ohne davon das Wahre von dem Falschen, das Gewisse von dem Ungewissen unterscheiden und das aus diesem Chaos zu Tage fördern zu können, was im Leben den gegenwärtigen Umständen entspricht. Zwar mit Alledem recht wohl bekannt, was Andere je gedacht und geschrieben haben, weiß er selbst doch endlich nicht, was er denken soll, und verfällt in eine Befangenheit und Unsicherheit, welche seinen büchervollen Kopf zur eigenen Erfindung und ihn selbst zur Ausübung seiner Kunst unfähig macht. Der gelehrteste Arzt ist deshalb zu beklagen, wenn seines Studiums Gewinn nicht der geworden ist, mehr seinen Geist geschärft, als sein Gedächtniß gefüllt, mehr Gedanken geweckt, als Wörter

gesammelt zu haben. Nur dann erst wird er sich zum Urtheilen wie zum Handeln gleich geschickt gemacht haben, wenn seine Büchergelehrsamkeit mit der Schärfe seines Verstandes in gleichem Maaße ausgebildet worden ist; nur dann erst werden seine Kenntnisse ihm jederzeit zu Gebote stehen, und der Gebrauch der Bücher wird nur dazu dienen, seinen wissenschaftlichen Werth mehr und mehr zu erhöhen.

Auf diesem Wege reift nicht allein der gelehrte Arzt heran, sondern mit ihm auch unzertrennlich verbunden der befähigte Praktiker. Zum voraus unterrichtet, wie viel in der Wissenschaft geleistet, was in derselben als Wahrheit anerkannt, was noch zweifelhaft, was noch unbekannt ist, und auf welchen Wegen das Ungewisse berichtigt und das Dunkle erforscht werden muß, wird er von allem Neuen, was sich ihm darbietet, den Werth richtig schätzen, und wissen oder doch wenigstens ahnen, was er zu verwerfen, was er zu bezweifeln und was er anzunehmen hat. Ohne diese kritische Einsicht, die nur allein aus dem Verstande fließen, und die nur der Gewinn einer jahrelangen Vergleichung der Natur mit den literarischen Erzeugnissen sein kann, wird nie ein Studium ein für die Praxis segensreiches werden können.

Doch nicht alle Gaben der schriftstellerischen Vorzeit und Gegenwart führen zu dieser wahren Gelehrsamkeit; es sind nur diejenigen, welche der ewig treuen Natur huldigen und ihr gleichen, welche der Thatsache die höchste Bedeutung geben, und welche, der Erfahrung durchaus treu, nur das Wichtige ausführlich erörtern, die Wahrheit nicht durch Weitschweifigkeit verdunkeln und das Ueberflüssige verschweigen. Nur diese Bücher sind nicht auf die leichten Blätter geschrieben, welche, nur für Tage geboren, die Erfahrung nicht anerkennt und die nächste Zeit schon der Vergessenheit übergiebt; und nur aus ihnen fließen die Wahrheiten unserer Wissenschaft, welche gedankenschwer ohne Zweideutigkeit, deutlich ohne Umschweife, und tiefsinnig ohne Dunkelheit, uns gleichsam die Geheimnisse der Natur eröffnen.

So wichtig und unumgänglich nöthig nun aber auch diese ärztliche Gelehrsamkeit ist und als Grundbedingung einer fruchtbringenden Ausübung der Heilkunde betrachtet werden muß, — was nur Unverstand oder böswillige Absicht jemals in Abrede hat stellen können, — so wenig genügt sie allein und ohne Verbindung mit der Erkenntniß der psychischen Seite des Menschen. — Nicht die Krankheit allein ist der Gegenstand der ärztlichen Prüfung und Behandlung, sondern auch der durch sie gefährdete Kranke, dessen geistige Eigenthümlichkeit eben so erkannt, gewürdigt und berücksichtigt zu werden verdient, wie jenes körperliche Leiden. Die Kenntniß des Menschen ist es deshalb, die nächst jener Gelehrsamkeit sich jeder Arzt angelegen sein lassen muß, wenn er nicht allein ein guter und glücklicher, sondern auch ein beliebter und gesuchter sein will. — Wie die Wissenschaft schon eine solche innige Verbindung dieser beiden Erkenntnißseiten gebieterisch erheischt, so fordert eine solche doppelte Berücksichtigung seiner selbst auch der Kranke, welcher, des Maaßstabes für die Beurtheilung des innern wissenschaftlichen Werthes an seinem Arzte fast ganz beraubt, überhaupt nur mehr auf die Schätzung desselben nach seiner äußern Erscheinung und psychischen Einwirkung angewiesen ist. — Nicht allein gut sein, sondern auch so gut, wie man ist, erscheinen, ist eine goldne Regel nicht allein der Moral, sondern auch in der ärztlichen Praxis, in welcher sie ihre volle Gültigkeit, ihren entschiedensten Werth findet. Denn wem kann die geistige Herrschaft des, dem Krankenbette nur nahenden Arztes unbekannt sein? Wer hätte nicht einmal an sich selbst Linderung seiner Schmerzen und Leiden, ja sogar neue Hoffnung zur Genesung unmittelbar aus der tröstenden Beruhigung des ihm zur Seite stehenden Helfers gewonnen? — Doch soll diese geistige Behandlung des Kranken immer und überall erfolgreich sein, so muß sie der psychischen Individualität angepaßt werden; denn der Muthlose will aufgerichtet, der Ungestüme besänftigt, der Kecke zur Vorsicht ermahnt, der Unzufriedene erheitert und der Furchtsame ermuthigt werden. —

Wer die hohe Wichtigkeit dieses Studiums verkennen kann, der trete hinaus in die Welt und prüfe! und er wird finden, daß vor dem Forum der öffentlichen Meinung nicht alle wahrhaft gelehrte und praktisch gebildete und befähigte Aerzte als solche anerkannt werden, und daß vorzugsweise, wenn auch nur für eine Zeit, diejenigen in der Beurtheilung des Publikums hoch gestellt sind, welche den Kranken und seine Umgebungen besser, als die Krankheit zu behandeln verstehen. Darum genügt das eine Studium allein niemals. Wer nur die Pathologie und Therapie abgeschlossen ausübt, der wird zuletzt von der Welt zum Stubengelehrten verdammt; wer nur von dieser geschilderten sogenannten ärztlichen Politik allein den Gewinn tragen will, wird am Ende doch als Charlatan erkannt, und nur der, welcher sich auf eine gleich hohe Stufe der Ausbildung nach beiden Richtungen hin erhoben hat, wird zu den wahren Jüngern Aeskulaps gezählt werden und sich als solcher behaupten. Nur dieser wird stets mit Interesse, ja mit Begeisterung seine Kunst üben können, da diese allein schon im Stande ist, durch die wissenschaftliche Ausbeute ihm zu lohnen, und ihn zu trösten und zu erheben, wenn sein Wirken von Einzelnen verkannt, wenn ihm statt des wohl verdienten Dankes, Mißtrauen und böser Leumund wird, und wenn er fehlgeschlagene Hoffnungen, bittere Täuschungen und erfolglose Anstrengungen zu beklagen hat. Für alle diese Verluste gewährt ihm die Wissenschaft allein hinreichenden Ersatz, indem sie ihn mit einer lebendigen Klarheit seiner Ansichten beschenkt, jede seiner Beobachtungen zur ungetrübten inneren Anschauung gestaltet, ihn den Zusammenhang der Erscheinungen und ihre gemeinsame Quelle lehrt, und ihn mit einem Vertrauen zu seiner Kunst erfüllt, dessen schönste Frucht das Vertrauen Anderer zu ihm sein wird. So bleibt die Liebe zu seiner Wissenschaft sein treuester Leitstern, der ihn durch das bewegte praktische Leben führt und ihn auch dann nicht verläßt, wenn der einzelne Kranke unrettbar den unabänderlichen Naturgesetzen unterliegen muß, und sonach die Kunst die Grenze ihrer Wirksamkeit überschritten hat.

So wie diese hingebende und aufopfernde Liebe, dieser Enthusiasmus für die Ausübung der Heilkunde die höchste Blüthe des Studiums des Menschen in seiner Totalität ist, so wird des Arztes schönste Zierde, seine wahre Glorie die Bescheidenheit sein; denn je mehr er geleistet, erfahren, gedacht und geforscht hat, desto mehr hat er Gelegenheit gehabt, die Natur ob ihrer tausendfachen und unendlichen Schöpfungen und deren Modificationen zu bewundern und anzustaunen, desto mehr hat er einsehen gelernt, daß seine Wissenschaft der positiven Wahrheiten wenige, des Zweifelhaften und Unbekannten noch viel berge, und daß des großen Haller Ausspruch: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist," seine volle Gültigkeit für alle Zeiten bewähren wird.

Will jedoch der praktische Arzt seinem Berufe ganz entsprechen, so muß er sich außer dieser wissenschaftlichen Ausbildung noch eine Eigenschaft erwerben, welche dem Menschen der Idee nach zwar so nahe, der That nach jedoch leider oft so fern liegt — der, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes zu sein, und sich ganz und gar von der Humanität durchdringen zu lassen. — Wehe dem Arzte, welcher diese ihm nothwendige Tugend ganz zu verkennen, oder nur gering zu achten im Stande wäre! wehe dem, der nicht den Sinn und das Bedürfniß, wahre Humanität zu üben, mit in das praktische Leben hinüberbringt! Wen die Menschenliebe nicht an das Lager der Leidenden begleitet, der hätte besser gethan, nicht Arzt geworden zu sein; denn er wird nicht dem Berufe und dieser ihm nicht genügen. Er wird in den trüben Stimmungen des Gemüthes seiner Kranken, welche durch körperliches Leiden erzeugt werden, stets nur strafbare Unfolgsamkeit und mangelhaftes Vertrauen finden, seine Eitelkeit und Eigenliebe verletzt fühlen, und jenen Härte, Bitterkeit und Trotz entgegensetzen, wo nur Nachsicht und Geduld geübt werden sollten. Jedes Opfer, welches er seinen Berufspflichten fortwährend zu bringen genöthigt ist, wird ihm zu schwer erscheinen, ihn unglücklich machen und ihn die bittersten Klagen über die Undankbarkeit der Welt und die

Last seines Standes ausstoßen lassen. Und doch! wem wäre es anderseits wohl mehr vergönnt, sich seinen Nebenmenschen nützlich zu machen, und gegen sie auf eine dem menschlichen Gemüthe so ansprechende Weise Humanität zu üben, als dem Arzte? Wer kann, so wie er, so viel Nutzen, so viel Segen in den Familien stiften, ja über ganze Provinzen verbreiten? Wer vermag es, so wie er, die Liebe und Achtung seiner Nebenmenschen sich zu erwerben und durch die zartesten und innigsten Gefühle der Dankbarkeit ihre Herzen sich zu verbinden? Wessen Herz kann höher und stolzer schlagen, als das des menschlich fühlenden Arztes, wenn seine Ankunft den Leidenden ein tröstender Engel und seine Hülfe ihnen als eine von oben abstammende erscheint? Hier segnet ihn der zärtliche Ehegatte für die Erhaltung seiner treuen Lebensgefährtin und mit ihr seines und seines Hauses Glückes; hier preisen glückliche Eltern den Mann, welcher des einzigen Kindes Leben, und mit ihm ihre schönsten Hoffnungen und ihres spätesten Alters Stütze erhielt; dort dankt ihm die liebevolle Gattin die Erhaltung ihres und ihrer Kinder Schützers und Ernährers. So erweitert jedes nachfolgende Jahr den Kreis Derer, die mit inniger Anhänglichkeit, Liebe und Achtung sich verbunden fühlen und in ihrem Arzte zugleich ihren besten Freund erkennen und schätzen. Doch dieses reinen, ungetrübten Glückes wird sich nur Derjenige erfreuen können, der in der Tiefe seines Busens den Sinn für ächte Humanität birgt, und bei dem der dankbare Blick und Händedruck der durch ihn Beglückten jeden andern Lohn aufzuwiegen im Stande ist.

Es ist zwar ziemlich allgemein in der Welt die Meinung verbreitet, daß der Arzt im Laufe des praktischen Lebens durch die große Zahl der ihm vorkommenden Leiden an Mitgefühl mehr und mehr einbüße, und daß durch Gewohnheit sein Gemüth erhärte; doch Wahn ist solcher Glaube! Wer das wahrhaft menschliche Gefühl in seiner Jugend hatte, den begleitet es auch durch sein ganzes Leben, und nur bei dem Arzte wird man die sanften Tugenden des Mitgefühls vermissen, welchem

sie auch in seiner Jugend gefehlt hatten. Wenn ihm auch die jahrelange Erfahrung eine größere Bekanntschaft mit der Noth und dem Elende seiner Mitmenschen verschafft, und ihn dadurch eine ruhigere äußere Haltung des Gefühles und größere Besonnenheit bei den schweren Leiden und den gefährlichsten Zuständen des Lebens lehrt, so vermag doch keine Zeit das Erbarmen und das Mitgefühl in ihm zu schwächen, geschweige denn zu vertilgen. Es wäre auch wahrhaft traurig, wenn Erfahrung dem Menschen das Beste — seine Theilnahme am Unglück Anderer — rauben sollte. Im Gegentheil, erst im höheren Alter wird das wahrhaft menschliche Gefühl geläutert und bewährt, wofür die sich täglich erneuernde Erfahrung spricht, daß der Mensch in dem Grade, in welchem die stürmischen Leidenschaften mit dem Alter sich verringern, auch an ächter Humanität, an Milde und Nachsicht gegen seine Umgebungen gewinnt. Und davon sollte nur der Arzt eine Ausnahme machen, der so nothwendig dieser Tugenden bedarf, um sich und Andere zu beglücken? Nein, dem ist nicht so. Und wollen Sie, meine jungen Freunde! schon in Ihrer Jugend Sich und Anderen recht nützlich werden: so bekämpfen Sie früh und mit aller Tapferkeit Ihres Geistes die Feinde der Humanität: Eitelkeit, Stolz, Neid, Habsucht, Ehrgeiz, überhaupt das Streben nach äußerem Gewinn und Auszeichnung, welches, so viel davon wir auch erreichen mögen, uns doch nie sättigt, und nur die Qualen des Tantalus bereitet. Tauschen Sie dagegen die, aus dem veredelten menschlichen Gemüthe hervorkeimenden Tugenden: Menschenliebe, Theilnahme, Erbarmen, Milde, Nachsicht, Genügsamkeit, Demuth und Bescheidenheit ein, und Sie werden alsdann schon früh den beglückenden, innern Frieden, die beseligende Ruhe des Gemüthes, ja den Himmel schon hienieden in Sich gewinnen, der Sie unter allen Umständen des stürmisch bewegten Lebens sicher leiten und Sie glücklich an das Ziel führen wird.

IIII.

Fragmente zur ärztlichen Lebenspolitik.

I.

Ueber die gegenwärtige Stellung der Aerzte zum Publikum und die wirksamsten Mittel, das gesunkene Ansehen des ärztlichen Standes wieder zu heben.

Von

Dr. H. zu J.*)

Zu allen Zeiten haben die Aerzte über das Sinken ihres Ansehens bei den Laien mehr oder weniger bitter geklagt; aber zu keiner Zeit ist diese Klage lauter, allgemeiner und begründeter gewesen, als in der unsrigen. So wichtig es aber auch für jeden Mann von Ehre überhaupt ist, seinem Stande als solchem die Achtung des Publikums zu bewahren, so tief greift diese Angelegenheit in die herrliche, menschenfreundliche Aufgabe des ärztlichen Berufs und ihre möglichst vollkommene Erfüllung ein.

---

*) Allgemeine medicinische Zeitung 1838.

Von jeher haben daher viele Aerzte den Ursachen des Sinkens dieser Achtung ihres Standes bei dem Publikum nachgeforscht und Mittel ausfindig zu machen gesucht, diesem Uebelstande abzuhelfen. Jene Ursachen aber sind nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen; als die vorzüglichsten jedoch sind stets diejenigen angeklagt worden, welche in dem jedesmaligen Stande und der Eigenthümlichkeit der Medicin, als Wissenschaft wie als Kunst, so wie in der Bildung der Aerzte selbst begründet waren. Man hat unter Anderem auch wohl die Meinung geäußert, daß die Achtung des Publikums vor dem ärztlichen Stande jedesmal um so bedeutender gewesen sei, eine je geringere Stufe die Volksbildung einnahm; indeß hat man hier offenbar den Begriff des Arztes auch auf Charlatane, Wunderdoctoren, Quacksalber u. s. w. ausgedehnt. Es bedarf aber keines Beweises, daß bei dem wahrhaft gebildeten Theile des Publikums die eigentlichen und tüchtigen Aerzte zu allen Zeiten in großem Ansehen gestanden und die volle Achtung des ersteren genossen haben. Wenn von dem gesunkenen Ansehen des ärztlichen Standes die Rede ist, bezieht sich diese Klage nur auf den ungebildeteren Theil des Publikums, der sich freilich nicht nach Reichthum, Stand und öffentlichem Ansehen abgrenzt, sondern seine Glieder eben so gut im Palaste wie in der Hütte findet. Unsere Frage berührt aber gerade diejenigen Aerzte am meisten, deren Wirkungssphäre in den niederen Kreisen der Gesellschaft liegt, und wir mögen es nicht weiter schildern, wie namentlich angehende Aerzte, Aerzte in kleinen Städten und auf dem Lande, überhaupt solche, denen es an Connexionen, Empfehlungen, Savoir faire gebricht, um ihre Praxis auch auf die höheren Kreise der Gesellschaft auszudehnen, fast täglich die Erfahrung machen müssen, daß ihnen, und wenn sie auch die gediegensten Kenntnisse haben, oft die unwissendsten Charlatane, Barbiere, Schäfer und alte Weiber vorgezogen werden, wie diese eines unbegrenzten Zutrauens genießen, während man sich dem Arzte gegenüber klug genug

dünkt, um jeden seiner Schritte einer Kritik unterwerfen zu können.*)

Die Verfasser sogenannter populär-medicinischen Schriften thun nach Kräften ebenfalls das ihrige, um das Publikum auch in dieser Hinsicht zu emancipiren; ja Verfasser erinnert sich sogar, daß kürzlich der Herausgeber einer sogenannten Pastoralmedicin, welcher ohne Zweifel mit Dr. Krüger-Hansen geistig verwandt ist, die Abfassung seiner Schrift unter Anderem auch dadurch motivirte, daß er durch dieselbe die Herren Pastoren in den Stand setzen wolle, das Verfahren der Aerzte zu „controliren"!!

Es ist ausgemacht, daß der gemeine Mann denjenigen Aerzten das größte Zutrauen schenkt, die ihm selbst an Bildung und Gesinnung am nächsten stehen, die sich durch eine gewisse Großsprecherei und Charlatanerie hervorzuthun wissen und die sich am leichtesten dazu bequemen, sich zu ihm herabzulassen. Es giebt eine große Anzahl von Aerzten, welche sich eine bedeutende Praxis in Schenkstuben und auf Bierbänken erwerben, namentlich wenn sie klug und gebildet genug sind, bei Zusammenkünften mit Personen vornehmeren Standes durch ein feineres Benehmen auch diese für sich zu gewinnen. Denn es ist kaum glaublich, wie sehr selbst wahrhaft Gebildete ein zuversichtliches und keckes Auftreten besticht, und wie viel Gemeinheit übersehen wird, wenn sie mit gutem Ton und äußerer Höflichkeit übertüncht ist. Ich spreche zu Aerzten, denen diese Verhältnisse wohl bekannt sind; deshalb genug davon. Wenden wir uns zu den Ursachen, welche den nicht zu leugnenden Verfall des ärztlichen Ansehens in unserer Zeit bewirkt haben und fortwährend bewirken.

---

*) Selbst Personen der höchsten Stände bedienen sich häufig eines eigentlichen Arztes nur, um sich vor den Augen der Welt keine Blöße zu geben, während sie heimlich sich bei Schäfern, Scharfrichtern, Schmieden und alten Weibern Raths erholen. Es ist eine bekannte Sache, daß selbst die geachtetsten Aerzte vor solchen Collisionen nicht sicher sind.

Schon oben habe ich angedeutet, daß diese Ursachen nur in den Aerzten selbst liegen; versuche ich nun auch, kurz den Beweis zu führen, daß die Art und Weise, wie sich jetzt unsere Aerzte im Allgemeinen ausbilden, die Schuld trägt.

Von jeher hat man für alle Zweige der menschlichen Kunst den Satz anerkannt, daß, wo eine Kunst fiel, die Künstler die Schuld des Falles trugen. So ist es namentlich mit den schönen Künsten der Fall gewesen und noch gegenwärtig, z. B. auf dem Gebiete der Belletristik und Musik, der Fall. So hat der ärztliche Stand an Achtung verloren, weil er eine Anzahl von Individuen in sich begreift, die den Namen des Arztes schänden und trotz ihres Doctordiploms nichts sind als privilegirte Charlatane, Quacksalber und Giftmischer. Die Ursachen dieses Uebels liegen aber sehr tief und zunächst großentheils in der Sorglosigkeit und dem unglaublichen Leichtsinn, mit welchem schon auf den Gymnasien die kaum dem Knabenalter entrückten Zöglinge sich für die Wahl des ärztlichen Berufs entscheiden. Es ist hier nicht der Ort, die Eigenschaften hervorzuheben, welche hier allein den Ausschlag zu geben geeignet sind; in der Regel wird auf diese am wenigsten Rücksicht genommen; meistens entscheidet der eigne Wille des Zöglings, seltener die Bestimmung der Angehörigen, fast nie die der Lehrer, welche leider selten im Stande sein dürften, hier ein richtiges Urtheil zu fällen. Es ist bekannt, daß die Gymnasiallehrer häufig gerade den fähigsten Köpfen, die sich dem pedantischen Schulzwange nicht fügen mögen, oft die schlechtesten Prognostika stellen, und am häufigsten ist es Aerzten begegnet, in ihrer Schulzeit für beschränkt gehalten zu werden, oder doch den Vorwurf des Unfleißes und des Leichtsinns auf sich zu laden. — Häufig aber entscheiden sich Individuen für das Studium der Medicin aus Beweggründen, die auf keine Weise gebilligt werden können. Der Zögling hofft vielleicht, da er nun doch einmal studiren soll, bei der allgemeinen Ueberfüllung des geistlichen und juristischen Fachs, am ehesten zu einer Anstellung

zu kommen; er hofft, vielleicht als Arzt sich dereinst in seiner Vaterstadt niederlassen zu können, damit er seiner zärtlichen Mutter den Schmerz erspare, ihren geliebten Sohn auf einer entlegenen Dorfpfarre oder bei einer Provinzialbehörde placirt zu sehen. Vielleicht hat der Herr Primaner schon seine künftige Ehehälfte in Petto, und es drängt ihn zur Medicin, um recht bald heirathen zu können. Er schmeichelt sich mit der Aussicht, als Arzt sich dereinst in feinen Gesellschaften bewegen, eben so den Angenehmen und Liebling der Damen spielen, seinem Hange zu einer solchen Inertia, vielleicht auch einer kleinen Neigung zur Liederlichkeit besser und bequemer nachgeben zu können, als in irgend einem andern Berufe. Namentlich hofft gar Mancher, dem Platon und Cicero, Livius und Horaz mit all dem gelehrten philologischen Krame ein hinreichender Greuel geworden sind, als Mediciner dieser Qual am ehesten los zu werden und sich überhaupt bei einer so anschaulichen Wissenschaft nicht übermäßig anstrengen zu dürfen. Manchen Schwachkopf ermuthigt auch die Nachsicht mancher Medicinalbehörde, die so leicht Keinem den Schmerz des Durchfallens macht. Ist nun vollends der Herr Vater ein reicher Mann, so treibt den Sohn gar oft die schöne Aussicht, nach beendigten Studien noch ein Paar Jahre in der Welt herumreisen zu können, um sich „auszubilden", die Freuden von Berlin, Wien, Paris und London genießen zu dürfen, mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Wahl des ärztlichen Berufs. Oft endlich wird aus Beweggründen, die zu den leichter zu entschuldigenden gehören, der Sohn Arzt, weil der Vater ein solcher ist. Die Erfahrung liefert aber mehr Beispiele, daß selbst die berühmtesten Aerzte schwachköpfige Nachfolger ihres Berufs erzeugten und erzogen, als vom Gegentheil. Aber das sind noch lange nicht die schlimmsten Beweggründe. Zu den Nachtheilen, welche der Umstand hat, daß viele Gymnasien in der Nähe von Universitätsstädten, ja in diesen selbst liegen, gehört vorzüglich der, daß die Gymnasiasten mit gar zu sehnsüchtigen

Augen nach dem freien Leben des Studenten hinblicken, der so freies Spiel über die Börse seines Vaters hat, der sich nicht quälen muß mit Exercitium und Präparation, der nicht 6—8 Stunden täglich zur Schule zu wandern braucht, sondern ins Collegium geht nach Gefallen und Neigung, dem der Genuß der Pfeife und die Wonne des Bierhauses nicht versagt ist, und den die Philister so honoriren. Natürlich sucht der Primaner, ja der Secundaner, Mittel und Wege auf, um recht oft mit den Studenten zusammenzukommen, mit ihnen zu commerciren, zu spielen u. s. w. Das ereignet sich um so häufiger, je mehr frühere Schulgenossen des armen Pennals bereits die Universität bezogen haben. Seine Sehnsucht nach dem Abgangszeugniß wird um so größer, je häufiger er sich durch seinen Unfleiß den gerechten Tadel der Lehrer zuzieht und je unerträglicher ihm endlich der Zwang der Schulstube wird. Ein Mittel giebt es, dieses Zwanges früher als sonst los zu werden (wenn nicht auf allen, doch leider auf vielen Gymnasien): der von unendlicher Sehnsucht Gepeinigte entschließt sich, Medicin zu studiren. Als Student der Medicin bedarf er all des gelehrten Krames nicht, seine Lehrer, die in der Regel von dem unendlichen Werthe, welchen eine gründlich-wissenschaftliche Vorbildung für den Arzt hat, keinen Begriff haben, entlassen ihn, froh, den Lästigen los zu werden, und sie beruhigen sich allenfalls mit der Hoffnung, daß doch vielleicht aus dem Sausewind ein „guter Praktiker" werden könne. Der Vater ist froh, seinen Sohn avanciren zu sehen, und sollte das Gymnasium auch das gesetzmäßige Maturitätszeugniß verweigern, und bemerken, daß ohne dasselbe die spätere Staatsprüfung nicht vor sich gehe — was thut's! für's Erste ist man Student, und wenn man die Medicin sub titulo: Naturwissenschaften studirt, allenfalls auf künftige Staatsdienste verzichtet, da man ja immer nach Holland, Griechenland und Amerika gehen kann, so sind alle Scrupel beseitigt.

Jeder Leser wird die Beispiele dieser Art kennen, er wird aber auch häufig solche Subjekte haben untergehen sehen, und selbst wenn die Carrière glückt, so erhalten wir statt wissenschaftlich gebildeter Aerzte im glücklichsten Fall ärztliche Handwerker, oder Chirurgen, die sich um so dünkelhafter geriren, je größer ihre Ignoranz ist.

Die Reihe der unglücklichen und gänzlich verwerflichen Beweggründe, welche sehr häufig gänzlich Unfähige zum Studium der Medicin bewegen, ist noch nicht zu Ende. Es folgen Diejenigen, welche nach einer gut benutzten Schulzeit die Universität beziehen, um sich der Theologie zu widmen, welche aber Verführung, eigne Sinnlichkeit und zuweilen selbst offenbare Liederlichkeit in einen verbotenen weiblichen Umgang führt, dessen Folgen ihnen die Fortsetzung ihrer theologischen Studien unmöglich machen. Es muß ein anderes Fach gewählt werden, und leider entscheidet sich der größte Theil dieser verunglückten Theologen für die Medicin. Zuweilen werden allerdings aus diesen Individuen tüchtige Aerzte, aber selten erheben sie sich über die Mittelmäßigkeit.

Indeß haben doch die bisher betrachteten Individuen noch immer den Vorzug einer allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung. Wie groß ist aber nicht die Zahl derjenigen Medicinalpersonen, die unter dem Namen von Chirurgen erster und zweiter Klasse oder ähnlichem in den meisten Staaten sich finden, und von denen ein sehr großer Theil nicht nur aller allgemein wissenschaftlicher, sondern selbst einigermaßen gründlicher Kenntnisse entbehrt. Es giebt sehr ehrenwerthe Ausnahmen von dieser Regel; aber die Mehrzahl dieser Chirurgen zeichnet sich eben so durch ihre Arroganz und Unwissenheit aus, als sie bei dem Publikum, namentlich den niedern Klassen, zum Verderben der Kranken in einem großen und unverdienten Ansehen stehen. Sehr häufig waren diese Chirurgen früher Barbiere; die Gelegenheit, in einer Universitätsstadt zu conditioniren und dort Collegia zu hören (für die sie in der Regel wegen ihrer Armuth

kein Honorar zahlen), bringt sie auf den Gedanken, Medicin oder doch Chirurgie zu studiren. Sie genießen sogar häufig außerordentlicher Unterstützung, machen ein Examen, bekommen Amts- und Kreischirurgenstellen, während die tüchtigsten Aerzte, denen häufig ihr Studium ihr ganzes Vermögen kostet, Jahre lang Noth leiden; sie erhalten Zulauf, da natürlich ein geheilter Beinbruch größeres Zutrauen erweckt, als die Leistungen des Arztes in einer bösartigen Nervenfieberepidemie, in welcher der 3te bis 4te Kranke stirbt; sie pfuschen, quacksalbern und kommen in Ruf. Dazu kommt, daß diese Leute häufig wirklich Glück haben, da es ihnen nicht an Kühnheit fehlt, indem sie keine Gefahr kennen und in dem Bewußtsein ihrer unbeschränkten Tüchtigkeit auch niemals Gewissensscrupel empfinden.

In den meisten Staaten bestehen allerdings strenge Gesetze, welche den Chirurgen die Behandlung innerer Krankheiten verbieten; aber theils werden diese Gesetze nicht befolgt (der Arzt selbst hat oft alle Ursache, es mit dem Chirurgen, der ihn hier und da empfiehlt, nicht zu verderben), theils würde es hart sein, einem Individuum, welches fast denselben Anforderungen des Examens wie der Arzt genügt hat, welches dieselben Collegia gehört, dieselben Klinika besucht hat, das nur nicht promovirt ist, den Gebrauch seiner Kenntnisse zu untersagen. Es würde auch wahrhaft grausam sein, einem solchen Chirurgen, der täglich in der Klinik die schwierigsten Krankheitsfälle behandelt und die vortrefflichsten Recepte verschrieben hat, diesen Genuß im späteren Leben zu rauben. Denn für viele solcher Chirurgen giebt es fürwahr keine größere Seligkeit, als einmal Schnepper und Schröpflampe bei Seite zu legen, mit möglichster Grandezza in die Apotheke zu steigen und dort dem demüthig harrenden Lehrlinge gegenüber ein Recipe zu verordnen! Man hat allerdings mancherlei Gründe angeführt, welche für die Anstellung von Chirurgen erster und zweiter Klasse sprechen sollen, aber alle diese Gründe sind bei näherer Prüfung durchaus unhaltbar. In den meisten Staaten, wo

es neben den eigentlichen Aerzten Chirurgen erster Klasse giebt, stellt sich schon auf den ersten Anblick das Mißverhältniß, welches aus dieser Einrichtung hervorgeht, deutlich vor die Augen. Die Oberchirurgen sind fast demselben Examen als die eigentlichen Aerzte unterworfen, ja die Prüfung ihrer chirurgischen und geburtshülflichen Kenntnisse fällt oft noch strenger aus als bei jenen. Es bedarf aber weiter keiner Bemerkung, daß es unmöglich ist, ein guter Chirurg und Geburtshelfer zu sein, ohne die gründlichsten Kenntnisse der gesammten Medicin. In einigen Staaten hat man bereits Schritte gethan, welche eine gänzliche Verschmelzung der eigentlichen Aerzte und Chirurgen bezwecken, so daß in Zukunft die Befugniß zur Ausübung der höhern Chirurgie und Geburtshülfe nur vollständig gebildeten Aerzten überlassen werden soll (— z. B. im Großherzogthum Sachsen-Weimar —); und in der That ist die bisherige Trennung gänzlich unnatürlich. Denn entweder ist der Chirurg wirklich nicht im Stande, innere Krankheitsverhältnisse, die doch bei jedem chirurgischen und geburtshülflichen Falle in Frage kommen, richtig aufzufassen, zu beurtheilen und zu behandeln, und alsdann ist er, wenn er ein ehrlicher Mann ist, täglich genöthigt, den Arzt zu Rathe zu ziehen; oder er hat diese Kenntnisse so gut als der Arzt, er darf aber gesetzlich von denselben keinen Gebrauch machen. Die große Neigung der Chirurgen, in dieser Hinsicht gegen das Gesetz zu handeln, ist aber alsdann leicht erklärlich, um so mehr, wenn, wie es häufig der Fall ist, der Chirurg den Arzt an Kenntnissen weit übertrifft.

Warum also soll nicht blos Aerzten die Ausübung der höhern Chirurgie und Geburtshülfe übertragen werden, da sie in den Facultätsprüfungen wenigstens überall in allen diesen Doctrinen examinirt und zu Doctoren der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe creirt werden? Die meisten Aerzte üben schon jetzt ihre Kunst nach ihrem ganzen Umfange, und wenn auch Einzelne sich vorzüglich mit der Behandlung innerer Krank-

heiten, Andere mit der Chirurgie und Geburtshülfe beschäftigen, so ist das gar nicht zu verwundern, da nicht Jeder dieselbe Neigung und gleiches Talent zu allen Branchen seiner Kunst hat. — Bedenkt man nun noch, daß gerade die chirurgische und geburtshülfliche Praxis die einträglichere ist, so liegt selbst hierin eine neue Ungerechtigkeit gegen den Arzt, dem sein Studium weit mehr kostet als dem Chirurgen, der häufig keine Collegienhonorare zu zahlen braucht und der namentlich nicht für den Doctortitel, den er von seinen Kranken doch überall erhält, eine beträchtliche Summe auszugeben braucht: von der in der Regel weniger kostspieligen Haushaltung des Chirurgen, von den geringeren Bedürfnissen, die er in Bezug auf Bibliothek, Luxus, Gesellschaft, Erziehung der Kinder u. s. w. hat, gar nicht zu reden. — Es läßt sich deshalb sicher nicht verkennen, daß bei den gegenwärtigen Anforderungen, die an die Aerzte gestellt werden, bei der großen Zahl derselben und der durch dieselbe gesteigerten Concurrenz die Klasse der Oberchirurgen eine gänzlich unnöthige ist.

In vielen Staaten besteht noch eine zweite Klasse von Medicinalpersonen, Chirurgen zweiter Ordnung, welche ebenfalls in der Regel studirt haben, daher auf Universitäten oder in chirurgischen Schulen gewesen sind, und die entweder sich gleich anfangs für die Ausübung der niederen Chirurgie, wie sie den Chirurgen zweiter Klasse erlaubt ist, entschieden haben, oder noch häufiger verunglückte Chirurgen erster Klasse sind. Es ereignet sich täglich, daß dergleichen Subjekte, die früher Barbiere waren, 3—4 Jahre lang eine Universität besuchten und dort dieselbe Bildung als die eigentlichen Aerzte erhielten, daß sie oft einen sehr großen Fleiß entwickeln, der aber nur zu häufig, weil es ihnen an einer festen Grundlage und sehr häufig auch an Talent fehlt, kein Resultat hat, daß sie in das Examen gehen, um zur Ausübung der höhern Chirurgie und Geburtshülfe zugelassen zu werden, daß sie aber nicht bestehen und ihnen nur die Ausübung der niederen Chirurgie, d. h. die

Behandlung rein äußerlicher Verletzungen, z. B. Wunden, Beinbrüche, Verrenkungen u. s. w. überlassen wird. Oft sind sie selbst so unwissend, daß ihnen nur die Ausübung der niedersten Chirurgie, das Rasiren, Schröpfen, Blutegel- und Fontanellsetzen, überlassen werden kann. Kann da etwas Anderes kommen, als daß diese Leute sich alsdann höchst unglücklich fühlen? Denn zu einer solchen Beschränkung bedurfte es nicht mehrjähriger Studien, eines fortwährenden Fleißes, selbst nicht unbedeutender Kosten, da sie oft außer Wohnung und Kost von ihren Prinzipalen keinen Lohn erhalten, indem der Besuch der Collegien sie weniger disponibel macht. Der Verfasser hat mit wenigstens 20 solchen Barbieren gleichzeitig alle Vorlesungen gehört; von der Ignoranz der meisten derselben macht man sich kaum einen Begriff. Die Mehrzahl derselben ist aber noch heute, was sie früher war: Barbiere. Das qualvolle Bewußtsein, die schönsten Jahre des Lebens nutzlos verbracht zu haben, erzeugt gerade in den Fähigeren häufig eine unglückliche Stimmung, die sich durch das ganze Leben hindurch zieht, namentlich Neigung zum Trunk, und ich kenne selbst Fälle der Art, wo sich förmlicher Wahnsinn ausbildete.

Keine Facultät hat von ähnlichen Verhältnissen zu leiden; die medicinischen Vorlesungen allein bieten ein so ungeheures Mißverhältniß der einzelnen Zuhörer dar. Die meisten Lehrer der Medicin an Universitäten, wo Barbiere zugelassen werden, klagen bitter über diesen Uebelstand, und der Verfasser selbst hat täglich die unangenehmsten Erfahrungen der Art zu machen. Am störendsten berührt die Gegenwart dieser Chirurgen diejenigen Lehrer, welche, wie der Verfasser, die eigentlich theoretischen Doctrinen der Wissenschaft vorzutragen haben, z. B. die Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie. Welch niederdrückendes Gefühl ist es, zu Anfang eines Halbjahrs mit bestmöglicher Vorbereitung und inniger Begeisterung das Katheder zu besteigen, um die kräftig-frische Jugend in die Tiefen der Wissenschaft einzuführen, mit der Hoffnung, recht Viele für

dieselbe zu begeistern und so recht aus innerer Brust lange Gedachtes und Geprüftes vorzulegen, und nun unter den Zuhörern neben solchen, deren kräftige und gründliche Geistesbildung man schon früher erkannt hat, von denen man versichert ist, daß sie mit Liebe und Begeisterung dem Vortrage folgen werden, daß das Gehörte feste Wurzel schlagen und erfreuliche Frucht bringen werde, solche zu erblicken, von denen man im Voraus weiß, daß sie mit eben so leeren, wo möglich noch leereren Köpfen den Hörsaal verlassen werden, als sie ihn betraten, daß der Vortrag sie im glücklichen Falle langweilt, oder gar verwirrt! Die Begeisterung ist dahin; denn wenn man sich auch nicht zu den Letzteren herabläßt und nur die Fähigkeit der wissenschaftlich tüchtig Vorbereiteten im Auge behält, so ist doch schon der Anblick dieser Bemitleidenswerthen störend und das Bewußtsein, tauben Ohren zu predigen, im höchsten Grade niederdrückend. Dieses Schicksal trifft vorzüglich jüngere Lehrer, weil die Individuen, von denen hier die Rede ist, von diesen am meisten hoffen, daß sie sich „Mühe geben" und ihrer Fassungskraft accommodiren werden. Gesetzt nun, daß diese Individuen wirklich hinreichende Kenntnisse erwerben, um äußere Verletzungen behandeln zu können, — abgesehen davon, daß es oft sehr schwierig ist, einen Schenkelhalsbruch zu diagnosticiren und eine Luxation richtig zu erkennen (die tägliche Erfahrung zeigt zur Genüge, wie abscheuliche Mißgriffe diese Herren sich oft zu Schulden kommen lassen,) — ist es denn für einen Arzt entehrend, solche Verletzungen zu behandeln, werden nicht täglich Aerzte zu denselben hinzugezogen — wird denn irgend ein Arzt, namentlich auf dem Lande, wo solche Verletzungen häufiger vorkommen, sich weigern, die Behandlung zu übernehmen? Zudem muß ja doch zu bedenklichen Fällen der Arzt hinzugerufen werden, und die leichteren kann immer der Barbier unter Aufsicht des Arztes besorgen.

Kurz, es bedarf solcher Chirurgen zweiter Klasse, abgesehen von dem oft wahrhaft gräulichen Unfuge, den sie als

Pfuscher bei Behandlung innerer Krankheiten treiben, eben so wenig als besonderer Oberchirurgen.

Dagegen bleibt die Existenz der Barbiere unangetastet, ihre Functionen aber auf die niedersten chirurgischen Hülfsleistungen, als Aderlassen (auf jedesmalige Verordnung eines Arztes), Schröpfen, Blutegel- und Fontanellsetzen, Klystirgeben u. s. w., beschränkt.

Ich habe bisher nur Klagen ausgesprochen über Mißverhältnisse, deren Existenz eben so wenig zu leugnen, als dieselben höchst beklagenswerth und von den nachtheiligsten Folgen begleitet sind. Es fragt sich billig: Wie soll diesen Uebelständen abgeholfen werden? Ich glaube, es giebt ein sehr einfaches und sehr wirksames Mittel, welches theils allen nicht hinreichend Gebildeten, d. h. allen Solchen, welche den regelmäßigen Cursus unserer Gymnasien nicht gemacht haben, das Studium der Medicin geradezu unmöglich macht, theils zugleich direct und indirect sich höchst wirksam erweisen wird, der Medicin wieder diejenige Achtung bei dem Publikum zu verschaffen, deren sie eben so würdig als zu einem recht segensreichen Wirken bedürftig ist.

Dieses Mittel besteht in der Wiedereinführung der lateinischen Sprache für den anatomischen und klinischen Unterricht. Zu keiner Zeit ist die Frage nach der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer gründlichen Kenntniß der alten Sprachen so lebhaft verhandelt worden, als in der unsrigen; aber auch bei diesen neuesten Kämpfen ist der Sieg im Wesentlichen auf der Seite der Verfechter des Alterthumes geblieben, so großer Nutzen aus denselben auch für eine allgemeinere, den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Ausbildung der Jugend gewonnen worden ist. So viel aber steht fest, daß der Stand der eigentlichen Gelehrten, folglich auch der Aerzte, nie eine gründliche Kenntniß der alten Sprachen wird entbehren können.

Die Natur der Anatomie als Grundlage alles ärztlichen Wissens schließt jeden ihrer Unkundigen ohne Weiteres von dem

Studium der Medicin aus. Keine mediciniſche Doctrin eignet ſich auch beſſer für die Anwendung der lateiniſchen Sprache als die Anatomie, deren ganze Terminologie lateiniſch und griechiſch iſt. Schwierigkeiten finden ſich hier nicht die geringſten, denn es wird ja dieſe Wiſſenſchaft, ja alle mediciniſchen Doctrinen auf vielen Univerſitäten lateiniſch vorgetragen. Es wird dies zugleich ein Mittel ſein, die faſt allgemeine Abneigung der Gelehrten vor der Wiedereinführung der lateiniſchen Sprache, als der Gelehrtenſprache, kräftig zu bekämpfen. Es werden ja ohnedem gerade anatomiſche Gegenſtände noch immer häufig in lateiniſcher Sprache abgehandelt, ſobald der Verfaſſer wünſcht, daß auch das Ausland an denſelben Theil nehme. — Der Einwurf, daß es ſchwierig ſei, über viele Gegenſtände der Anatomie ſich mit Deutlichkeit lateiniſch auszudrücken, bedarf keiner Wiederlegung, ja es giebt ſogar einzelne Lehrer der Anatomie, welche dieſelbe in deutſcher Sprache vortragen, aber in den Facultätsprüfungen über Anatomie lateiniſch examiniren, und von dem Candidaten verlangen, daß er ſeine Kenntniſſe in dieſer Wiſſenſchaft in lateiniſcher Rede beurkunde. Die Einführung der lateiniſchen Sprache bei dem anatomiſchen Unterrichte erſchien uns zunächſt als ein indirectes Mittel zur Hebung des geſunkenen ärztlichen Anſehens, indem dieſelbe allen nicht gehörig Vorbereiteten das Studium der Medicin, ſelbſt wenn alle übrigen Vorleſungen in deutſcher Sprache gehalten werden, unmöglich macht. — Directeren Einfluß auf die Hebung des ärztlichen Anſehens, ja der ärztlichen Wiſſenſchaft hat der Gebrauch der lateiniſchen Sprache bei dem kliniſchen Unterrichte. Abgeſehen davon, daß auch ſo jede Profanirung der ärztlichen Kenntniſſe durch unwiſſende Afterärzte unmöglich gemacht wird, gewährt dieſe Einführung der lateiniſchen Sprache noch folgende Vortheile:

Die anerkannte Präciſion, Kürze und Beſtimmtheit der lateiniſchen Sprache macht dieſelbe für den kliniſchen Unterricht um ſo geeigneter, als die geſammte Terminologie der Medicin

schon an sich nur lateinische und griechische Ausdrücke enthält. Der junge Arzt wird durch dieselbe gewöhnt, sich über medicinische Gegenstände ohne Umschweife klar und bestimmt auszudrücken, er wird durch dieselbe jener Terminologie völlig mächtig und er wird zugleich — einer der größten Vortheile, der durch die Anwendung der deutschen Sprache nicht erreicht wird — auf eine eindringliche Weise dem so vernachlässigten Studium der älteren classischen Schriften eines Boerhave, Sydenham, Morgagni, Burserius, Stoll, Haller, P. und J. Frank u. s. w. zugeführt: dieser Aerzte, die für alle Zeiten als Muster dastehen werden, weil ihre Schriften den ächten wahren Geist freier und ungetrübter Naturbeobachtung athmen. So gewinnt sicher das Wissen der jungen Aerzte an Gründlichkeit und Klarheit, und zugleich dürfte die so gewonnene Kenntniß der lateinischen Sprache dazu beitragen, dem gänzlich in Verfall gekommenen Institute der Inauguraldissertationen, die fast überall noch in lateinischer Sprache geschrieben werden müssen, einige Bedeutung wieder zu geben und auch dem Promotionsacte, der gegenwärtig zu einer Komödie herabgesunken ist, wieder einiges Ansehen zu verschaffen. Die fähigsten Köpfe erscheinen bei beiden Gelegenheiten oft in einem wahrhaft jämmerlichen Lichte, blos weil sie die Unkenntniß des Lateinischen verhindert, die Tüchtigkeit ihrer Kenntnisse, auf deren Darlegung doch sowohl Dissertation als Promotion berechnet sind, an den Tag zu legen. — Von der hier und da noch gegenwärtig stattfindenden Anwendung der lateinischen Sprache in den Facultätsprüfungen, namentlich in der Anatomie, habe ich schon oben gesprochen. Dazu kommen die Aussichten für die Wiedereinsetzung der lateinischen Sprache in ihre alten Rechte, als die Sprache der Gelehrten aller Zeiten und Völker. Wie traurig ist die gegenwärtige Zersplitterung der einen Wissenschaft in den verschiedenen Ländern, wie hemmend der Gebrauch der verschiedenen lebenden Sprachen für den gemeinsamen Verkehr und Austausch im

geistigen Leben der Völker! Wie viele Entdeckungen gehen für das Ausland entweder gänzlich verloren oder werden demselben erst spät bekannt, die ein allgemeiner Gebrauch der lateinischen Sprache für die Gelehrten mit einem Male zum Gesammteigenthume der ganzen gebildeten Erde gemacht haben würde! Wie mancher Fortschritt der Wissenschaft geht verloren, weil nicht die eine, Allen gemeinsame Wahrheit nicht auch eine Allen verständliche Sprache hat!

Dieselben Vortheile ergeben sich aus dem Gebrauche der lateinischen Sprache beim klinischen Unterrichte auch für den Lehrer, vorausgesetzt, daß er derselben so mächtig ist, wie es nöthig ist und von einem Repräsentanten der Wissenschaft verlangt werden kann: dieselbe Präcision und Deutlichkeit, dieselbe Kürze, namentlich aber auch der unberechenbare Vortheil, den klinischen Unterricht in einer für die Studirenden und die Kranken so vortheilhaften Weise zu handhaben, wie es außerdem nicht der Fall sein kann. Die Klinik soll eine Unterrichtsanstalt für angehende Aerzte, zugleich aber auch eine Heilanstalt sein. Es ist sehr leicht zu beweisen, daß beide Zwecke gemeinsam am besten erreicht werden, wenn der klinische Unterricht selbst in lateinischer Sprache gehalten wird. — Es kann der Natur der Klinik als einer Unterrichtsanstalt gemäß nicht fehlen, daß die examinirenden Studirenden jeden Augenblick sich im Examen der Kranken in irgend einer Weise Fehler zu Schulden kommen lassen, die der klinische Lehrer zu verbessern hat. Unterreden sich Lehrer und Schüler lateinisch, so kann theils diesen Fehlern oft durch ein einziges Wort vorgebeugt, theils können dieselben, ohne daß es der Kranke bemerkt, verbessert werden. Denn es ist allbekannt, einen wie großen Einfluß auf die Heilung des Kranken das Zutrauen hat, welches er seinem Arzte, hier dem Studirenden (zumal da die meisten klinischen Kranken von den Praktikanten auch außer der Klinik in ihren Häusern besucht werden), hat. Dieses Zutrauen wird erfahrungsgemäß bei dem Gebrauche der deut-

schen Sprache gar häufig untergraben, wenn der Kranke bemerkt, wie große Fehler sich der ihn behandelnde Arzt, oft bei Krankheiten, die der Kranke selbst für ganz einfach hält und die es auch häufig sind, zu Schulden kommen läßt, wie namentlich das Urtheil des Praktikanten über seine Krankheit oft ein ganz verkehrtes ist, und wie es von dem Lehrer verworfen wird, ja wie sich der Praktikant oft als höchst unwissend beurkundet. Die Kliniken stehen gar häufig bei dem Publikum in einem nicht sehr günstigen Rufe; aber wie soll es auch anders kommen, wenn die Kranken sehen müssen, wie leichtsinnig der Director einem jungen Menschen die Behandlung einer wichtigen Krankheit überläßt, über die der Letztere nicht einmal richtig urtheilen konnte! Das Publikum übertreibt allerdings häufig diese Besorgnisse, aber sie sind wirklich nicht grundlos. Der Gebrauch der lateinischen Sprache in der Klinik läßt sie durchaus nicht aufkommen. In vielen Kliniken herrscht zwar der Gebrauch, daß die Praktikanten die Kranken examiniren, ohne daß der Director Erstere sehr unterbricht, und daß erst, nachdem der Kranke abgetreten ist, die eigentliche Discussion über den Kranken beginnt. Indeß möchte diese Einrichtung durchaus unzweckmäßig sein, namentlich wegen des Zeitverlustes, den sie verursacht, da der Praktikant natürlich eine Menge Fragen thut, die unnütz sind, andere sehr wichtige wieder unterläßt, der Lehrer aber, um den Kranken nicht irre zu machen, das Examen nicht unterbricht. Bei dieser Art des klinischen Examens macht sich oft eine mehrmalige Zurückrufung des Kranken nöthig, die gewiß ebenfalls nicht geeignet ist, das Zutrauen des Kranken, der mit seiner Diagnose in der Regel längst fertig ist, ehe er die Klinik betritt, von der er nur Hülfe verlangt, zu vermehren. — Die fortwährende Anwesenheit der Kranken in der Klinik ist von der größten Wichtigkeit aus vielen, sich leicht ergebenden Gründen, die Discussionen können aber im Beisein des Kranken nie so ungehört und ungestört stattfinden, der Lehrer kann sich nie so unumwunden über Diagnose, Prognose und Therapie des vor-

liegenden Falles aussprechen und mit dem Praktikanten unterhalten, als wenn er sich der lateinischen Sprache bedient. Daraus fließt namentlich der Vortheil, daß der Kranke nicht durch diese Debatten ängstlich gemacht wird, indem er seine Krankheit oft mit einem Namen bezeichnen hört, der in ihm die unangenehmsten Gefühle erweckt, wie z. B. das Wort Entzündung. Lehrer sind vielleicht selbst so unvorsichtig, im Beisein des Kranken von Schwindsucht, Schlagfluß u. s. w. zu reden, eine schlechte Prognose zu stellen u. s. f. Eben so kommt es in Kliniken, welche deutsch gehalten werden, täglich vor, daß einzelne Kranke, wenn der Lehrer sich über den Fall ausspricht, das Recht zu haben glauben, mit zu reden, ja wohl gar den Lehrer zu verbessern, oder über die verordneten Arzneien, die viele klinische Lehrer sonderbarerweise deutsch benennen, sich beifällig oder mißfällig, oft selbst durch heftige Opposition, Zanken, selbst Davonlaufen u. s. w. zu äußern. Das Alles fällt weg, so wie die Verhandlung der Lehrer mit dem Praktikanten lateinisch stattfindet. Man könnte einwerfen, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache die Kranken ängstlich mache. Abgesehen davon, daß ich gezeigt zu haben glaube, wie dieser Vorwurf weit mehr den Gebrauch der deutschen Sprache trifft, so ist zu bedenken, daß kein Kranker mehr etwas Besonderes darin finden wird, wenn von seinem ihm geringfügig erscheinenden Uebel lateinisch gesprochen wird, sobald er hört, daß dies der allgemeine Gebrauch bei allen Kranken ist.*)

Ich glaube bereits genug, vielleicht schon zu viel von einer Sache gesprochen zu haben, deren großer Nutzen sich

---

*) Beiläufig sei erwähnt, daß Alles hier Angeführte auch von Consultationen gilt. Ich weiß es aus Erfahrung, daß bei gefährlich Kranken die Herren Collegen nicht eher Lateinisch sprachen, als mit der Annäherung des Todes, und daß diese Unvorsichtigkeit den Kranken der letzten Hoffnung gänzlich beraubte. Finden alle Consultationen in lateinischer Sprache statt, so würde dergleichen nicht vorkommen.

offen genug darlegt. Daß der vorgetragene Vorschlag auch wirklich ausführbar sei,*) das bezeugen nun — der Universitäten Rußlands und Oestreichs nicht zu gedenken (obgleich die Kliniken von Hildenbrand und Krombholz zu Wien und Prag als Muster aufgestellt werden können) — Namen wie Stoll, v. Hildenbrand d. A., auch P. und Joh. Frank, die sämmtlich ihren klinischen Unterricht in lateinischer Sprache hielten; es bezeugen es namentlich die herrlichen Erfolge der Leipziger Klinik, in welcher Clarus in römischer Rede die begeisterte Jugend in die Tiefen der Wissenschaft einführt.

Mögen diese Bemerkungen dazu beitragen, das Wohl der Wissenschaft in der besprochenen Weise zu fördern; möge man dem Verfasser derselben wenigstens zugestehen, daß er aus reiner Liebe für die gute Sache das Wort genommen habe.

---

*) Dem Vernehmen nach hat das betreffende Königl. Preuß. Ministerium den klinischen Lehrern in Preußen die Einführung der lateinischen Sprache für den klinischen Unterricht zu wiederholten Malen dringend empfohlen.

II.

Der Charlatan unserer Tage.

Skizzirt von

Dr. Schreckenberg in Cassel.*)

Die praktische Dressur und die ersten Actionen dieses schlauen und in der Welt weitverbreiteten Menschen lassen es alsbald außer Zweifel, daß der Gelderwerb seine einzige Lebensaufgabe sei, und daß ihm diese Gabe als Raceeigenthümlichkeit angeboren sein müsse. Das Erste, was er beginnt, nachdem er seine Studien vollendet und sich an irgend einem Orte niedergelassen, ist die Imitation des eben gesuchtesten und berühmtesten Arztes daselbst. Er sucht ihn im Ernste zu copiren, neigt sich eben so freundlich, abgerundet und mild, sucht die niederen Begegnisse und Dinge der Krankenstube eben so fein umschreibend auszudrücken, und fällt nur aus der Rolle, wenn er, wie jeder junge Arzt, Alles verspricht und keine Gefahr zu kennen scheint. Bald schafft er sich einen Miethkutscher an, der ihn von einem Stadttheile zum andern und mehrere Male durch alle Straßen fahren muß. Er weiß recht wohl, daß trotz

---

*) Aus dessen Aufsatze: das Handwerksklappern der Aerzte im „medic. Argos" Bd. 3. H. 1.

dieser verbrauchten Maaßregel das Publikum mehr auf den Arzt, der fährt, als auf den, welcher geht, zu halten pflegt; und man muß den Leuten glauben machen, er sei eben so beschäftigt, wie jener ältere Arzt, der theils aus Rücksicht auf seine Gesundheit, theils der Geschäftsüberladung wegen zu fahren genöthigt ist. Er ist übrigens ungemein höflich gegen Vornehm und Niedrig, grüßt am freundlichsten das Dienstpersonal in großen Häusern, und scheint auf eine anzuerkennende Weise gegen Hebammen besondere Rücksicht zu nehmen. Eine eigenthümliche Verbindlichkeit entwickelt er gegen die vornehmste Hebamme; redet beflissen und aufmerksam mit ihr vom gemeinschaftlichen Geschäft, wo er sie auch antrifft; erzählt Geburtsfälle, welche er mit unverdientem Glücke geleitet haben will, und giebt zu verstehen, daß er sie empfehlen könne und wolle. Kurze Zeit nach einem solchen Zusammentreffen erhält die Hebamme ein schönes Divankissen von unbekannter Hand. Ein Gleiches widerfährt den Barbieren. Bald wird er nun bestimmt in seinen Ausdrücken, in seinen kurzen durchdringenden Fragen und in umfassenden kurzen Antworten; nie besinnt er sich; immer hat er sogleich einen Befehl oder eine entschiedene Anweisung auf der Zunge; selbst der allerunbedeutendste Wasserwecke wird in seinem Munde zu Arsenik oder zum rettenden Arkanum. — Um sich auszuzeichnen schreibt er etwas ganz Neues, vielleicht über eine neue Methode, mittelst eines Fallbeiles zu amputiren, und lügt einige Geschichten hinzu, in denen sich seine Methode bewährt haben soll. Journal- und andere Auszüge nehmen darin den größten Raum ein; die Krankengeschichten sind, wie gesagt, erlogen oder nach Gefallen zurechtgemacht, und auf eine abscheuliche Weise seinen abgeschmackten Behauptungen und seinem wohlüberlegten, aber neuen Unsinne angepaßt, so daß der, welcher den Zusammenhang des Machwerkes kennt, darüber erstaunen muß. Schreibt er nämlich über Gehirnkrankheiten, so behandelt er alle seine Kranken, vorzugsweise die, an welchen ihm nicht viel gelegen ist, eine Zeitlang ausschließlich in dieser

Farbe. Er läßt die Schwindsüchtigen im Nacken schröpfen, reibt Salben in die Schläfe, setzt Blutegel hinter die Ohren, läßt den Kopf douchen u. s. w.; der Hämopticus, der Dysenterische, der Flechtenkranke, der Hämorrhoidarier, alle werden bedeutet, daß ihr Uebel nicht, wie der gewöhnliche Arzt auf seiner breiten Fahrstraße der Oberflächlichkeit urtheilen würde, in den Lungen, der Darmschleimhaut u. s. w. ihren Sitz habe, sondern viel tiefer, in den Faserwindungen des Gehirns liege. So entstehen diese frechen Produkte abgestandener mondsüchtiger Schwindelei, welche dem wahrhaft verzweiflungsvollen und gewaltsamen Haschen nach Aufsehen und Neuheit ihren Ursprung verdanken, die aber den fremden harmlosen Arzt, welcher den Agyrten nicht kennt, verleiten können, ihm zu glauben und — darnach zu thun! — — Er rechnet die Bescheidenheit unter die Laster, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, er wünsche anerkannt zu werden. Die Wahrheit sagen, scheint ihm albern und nicht geeignet; er lügt deshalb immer, sowohl dem Publikum als seinen Collegen gegenüber. Dem Einen erzählt er eine Castration und den Erfolg der Heilung per primam Intentionem nach acht Tagen, während der Operirte um die Zeit schon begraben ist; dem Andern klagt er über die Unzugänglichkeit des Operationsverfahrens bei atresirten Dickdärmen kleiner Kinder, weshalb er auch eine neue Operationsmethode bekannt machen werde, da ihm der einzige Fall, der ihm bisher vorgekommen, mißlungen war. Zu seinen größten Kunststücken gehört indeß das allgemeine Gerede, welches er vor oder nach einer bedeutenden Operation zu veranlassen versteht. Geheime Emissäre: Barbiere, Dienstboten, Gesellschaftsdiener, Kellner, Hausirer, Freunde und andere Leute, welche er nicht für eine bestimmte, sondern für alle seine kolossalen Leistungen, in der Form von Geschenken, bezahlt hat, erfahren zu rechter Zeit, wenn der Agyrte einen coup de main zu versuchen an der Zeit hält. Hierher rechnen wir auch die weltbekannten Clienten, welche einem sehr magern Honorar die Versicherung steten

Anrühmens hinzufügen; Patienten, die der Charlatan mit den vertraulichen Erzählungen seiner Thaten bevorzugt. Er läßt den zu operirenden Kranken dann gern in einem Gasthause wohnen, und dieses um so eher, wenn es ein Fremder ist, den er sich aus der Ferne, mit dem Versprechen einer unentgeltlichen Wohnung und Behandlung, verschrieben; jedoch auch, wenn es ein unbemittelter Einheimischer sein sollte, für welchen er mit Gepränge die Mildthätigkeit seiner Clientschaft in Anspruch nimmt. Schon einige Wochen vor der Operation, welche jedenfalls mit dem Tode der Unglücklichen, welcher der Mutterhals ausgeschnitten werden soll, oder mit der Blindheit des armen Mannes, dem beide Linsen zugleich mit dem Glaskörper ausgedrückt werden sollen, endet, spricht die ganze Stadt, durch die bezahlten Ambulanten allarmirt, nur von der großen Operation, welche der und der vornehmen werde. Doch kümmert sich übrigens dann das einzelne Individuum, mag es den Ausgang erfahren oder nicht, weiter nicht um das operirte Objekt, — der Zweck ist erreicht: man hat allgemein von ihm, als unerschrockenem Operateur, geredet. Von nun an wendet sich jeder Elende in der Noth seiner Schäden an den gepriesenen großen Mann, und dieses um so mehr, wenn der Jactator ein fremder Prophet ist, dessen Name jetzt zum ersten Male allgemein gehört wurde. — Reiche oder bemittelte Leute weiß er recht wohl auszupressen, und sich für die Ausgaben, welche ihm ein posaunender Kranker verursacht, schadlos zu halten. Es kommt dann wohl vor, daß eine Rechnung von 100 Thalern von der Medicinalbehörde bis auf 10 Thaler gestrichen werden könnte. Für die Nadeloperation einer Katarakt berechnet er sich nie unter zwanzig Louisdor, und der steife Finger nach der Behandlung eines Panaritium könnte sonach einem redlichen Manne auch vielleicht dreißig Louisdor kommen. — Das in irgend einem Journale anempfohlene neueste Mittel ist ihm stets das liebste; er giebt zu verstehen, daß keiner seiner Collegen es anzuwenden wisse, und daß er einen Apotheker mit den

Anschaffung desselben beauftragt habe. Hat er in der Vereinszeitung oder irgend anderswo gelesen, daß ein Kind im letzten Stadio des acuten Wasserkopfes durch Calomel und Jodine noch gerettet sei, so läßt er dieses Mittel zusammenreiben, verschreibt dieses Kausticum innerlich, und schiebt nach gleich erfolgtem Tode des Kindes die Schuld auf den Apotheker. Doch würde man ihn unrichtig beurtheilen, wenn man glauben wollte, daß solche Dinge ihn von der Sucht nach dem Neuesten heilen könnten. Er zieht nur die ältesten Collegen bei schwierigen Krankheitsfällen zu Rathe, und stirbt der Kranke, so hat ihn immer der berathende Arzt durch seine vorgeschützte Erfahrung an der Anwendung des Heilmittels gehindert, welches er in Vorschlag gebracht, und welches jedenfalls den Kranken gerettet haben würde. Er balsamirt gern die Gestorbenen vornehmer Familien ein, um seine übermenschlichen, sogar über das Grab hinausreichenden, Kräfte zu ostendiren, und dem verdienten Abschiede durch die Unendlichkeit seiner gefälligen Bestrebungen vorzubeugen. In dieser Richtung entwickelt er eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit seiner Erfindungsgabe. Hat der Tod ein Kind seiner Fürsorge entrissen, so war die verderbliche Milch der Mutter, oder ein unverzeihlicher Fehler von Seiten der Wärterin daran Schuld. Wird die Section gestattet, so muß ein ganz ungewöhnlicher Organisationsfehler, oder vielleicht gar ein, in den Magen oder auch in andere Organe escamotirtes Peregrinum die längst vermuthete Ursache sein. — Der Circulator ist ein Diplomat, wenn in einer Gesellschaft oder bei einem seiner Kranken auf andere Aerzte die Rede kommt. Seine Miene nimmt dann jenes Unaussprechliche an, welches ihn weit über alle Aerzte der Welt erhebt. Ist von einem Contemporan, oder auch nicht viel Aeltern die Rede, so nennt er ihn gönnerhaft einen versprechenden jungen Mann, oder nennt ihn jugendlich, und kann es nicht unterlassen, seinem Privatcharakter irgend eine Kleinigkeit, „die man sich erzähle," anzuhängen. Oder aber er hüllt sich in eine collegialische

Indifferenz, und spricht gar nicht von ihm — nennt nicht einmal seinen Namen. Verheirathet sich der Agyrte, oder hat er mehrere alte Jungfrauen zu Schwestern, so erhalten die weiblichen Mitglieder seiner Familie eine bestimmte und umfassende Anweisung, dem „äußerst geschickten Manne" Kranke in die Hände zu liefern, und für ihn zu werben. Die älteren Jungfrauen und Weiber dieser Art sind weltbekannt; jede Stadt hat das Glück, einige dieser Schwertzungen, deren Hülfe dem Charlatan unschätzbar ist, zu besitzen. Sie gehen mehr oder minder fein zu Werke, erzählen aller Orten Mitleid und Rührung lockende Geschichten aus seiner Praxis, dann und wann einen Fehlgriff eines andern Arztes, und wissen in Scherz und Ernst unverdrossen für ihn zu arbeiten. — Der Charlatan läßt, wenn eine fremde vornehme Familie den Aufenthaltsort desselben bezieht, eine Visitenkarte abgehen, und sucht durch einen Bedienten, Freund, die Wäscherin, oder ein sonstiges Vehikel an sie zu kommen. Er fährt vor diesem Hause vorzugsweise oft vorüber, und wird er durch ein kammerdienerndes Factotum wirklich Arzt in der Familie, so macht er das erste beste leichte Uebelsein zu einem lebensgefährlichen Krankenlager. Das ganze Haus wird in seinem Innern von oben bis untenhin mit Tuch ausgeschlagen, die Dienerschaft muß Tag und Nacht wachen, die Geistlichkeit wird zugelassen, jeder Andere mit Strenge abgewiesen, und zu guter Letzt wird die ganze Straße mit Stroh belegt, damit Jedermann frage: Wer ist hier krank, und wer ist hier Arzt? — Die alten bekannten Streiche, sich aus dem Theater, oder einem sonstigen öffentlichen Orte mit Gepränge fortrufen zu lassen, sind ihm zu verbraucht; er läßt sich wenig an solchen Orten sehen, damit Niemand glaube, er habe die Zeit, sich solche Vergnügungen zu gestatten. Wenn oftmals ein junger Arzt seinen Kranken ein gelehrter Demonstrator ist, so treibt der Agyrte diese nicht sehr lobenswerthe, wenngleich verzeihliche, Angewohnheit zur Höhe hinauf, indem er seinen Kranken, vorzugsweise denen, welche sich nicht bessern wollen,

Bücher sendet, in denen er die sie interessirenden Stellen roth angestrichen hat. Es gehört zu seinen hervorragendsten Eigenschaften, aus einer unbedeutenden Kleinigkeit ein bedenkliches, sorgenschweres Leiden zu machen. Er besucht seine leichtesten Kranken mehrmals täglich, und entläßt sie nicht eher, bis er ihnen, nach Ablauf mehrerer Wochen, apologetisch eingeredet hat: sie wären dennoch diesmal dicht am Grabe vorüber gegangen! Er hat dann hinterher meistens einem Nervenfieber oder einem Schlagflusse u. s. w. vorgebeugt, und ihnen im Anfange die Gefahr verschwiegen, um sie nicht ängstlich zu machen! Wie schön ist sein Beruf, und doch wie erdrückend, aufreibend, sorgenreich! Von ihm sagt das Publikum, wenn er Jemand für gerettet erkläre, dann sei die Rettung sicher! — Er liebt es, wenn Kinder in ihren gewöhnlichen leichten Indigestionsfiebern im Schlafe reden, mit Sorgen zu heucheln, und später von ihnen eben so, wie von Erwachsenen, nach ganz unbedenklichen acuten Leiden, wenn der Puls langsamer ist, die Zunge sich reinigt, die Ruhe wiederkehrt und das ganze Krankheitsbild die Genesung ankündigt, ernst und fest zu sagen: „Er ist gerettet!" Er liebt die Redensarten: Wir wollen sehen — es wird sich schon machen — Gott steht uns zur Seite — wir geben nicht alle Hoffnung auf — wir haben in noch bedenklicheren Fällen solche Kranke oft gerettet, wenn nur u. s. w. — und vergißt nicht, sie bei den allerleichtesten Tagesübeln an den Mann zu bringen. Der Charlatan unserer Zeit schickt den medicinischen Almanachen die Notiz über seinen Geburtstag zu, und hängt, damit die Lächerlichkeit nicht zu sehr auffalle, dieselben Bemerkungen für einige seiner Collegen an. Operirt er einen Kranken, so hat er beiläufig die Instrumente mit aus London gebracht, wo er nie gewesen, oder aber er operirt nach einer neuen künstlerischen Methode, die er den großen Chirurgen Frankreichs gelehrt haben will. Wird er zu einer Consultation eingeladen, so ruht er nicht eher, wenn er auch die vollständige Genüge der früheren Verordnungen eingesehen hat, bis

noch ein destillirtes Wasser mit einem Syrupe oder einige Milchzuckerpulver, außer dem vorhandenen Heilapparate, verschrieben werden, damit die Angehörigen und der Kranke selbst einsehen mögen, daß noch etwas ganz Apartes hinzugefügt sei, an welches der vorige Arzt nicht gedacht. In einer vornehmen Familie setzt er, wie schon bemerkt, bei einem unbedeutenden Krankheitsfalle das ganze Haus in Bewegung, und weiß immer eine Anordnung in der Küche zu treffen, welche neu und ungewöhnlich ist, so daß selbst das Küchenpersonal Tage lang von dieser ungewöhnlichen Zubereitung reden muß. Am liebsten ist es ihm, wenn er den Reconvalescenten noch eine Klapper in die Hand geben kann, so daß sie aller Orten mit Selbstgefühl erzählen können: „Ich darf jetzt nur Wasserbretzel anstatt Brot genießen, und muß noch jeden Tag ein Handbad von heißem Ochsenblut nehmen, oder ich esse noch immer des Morgens Rosenblätter auf Butterbrot; der Doctor so und so besteht darauf." — Mit einem Worte, der Charlatan unserer Tage ist frech, schlau, arrogant und lügnerisch; ihm liegt nichts am Kranken, er will nur sein Geld, und kommt der Kranke durch, seine preisende Zunge — und sein Geld.

III.

Der Ruf des Nachtwächters.

So oft ich einen Nachtwächter höre, und über dessen traurigen Beruf nachdenke, kann ich nicht umhin, das Loos dieses Unglücklichen mit dem eines Arztes zu vergleichen und zwischen beiden eine Parallele zu ziehen. Müssen nicht Beide des Nachts wachen, damit ihre Nebenmenschen ruhig schlafen? Wird nicht das Verdienst Beider verkannt, oder wenigstens unbeachtet gelassen, wenn kein Schaden geschieht — sie aber gar oft zur Verantwortung gezogen, wenn sie nur das Mindeste übersehen? Müssen sich nicht Beide oft blos auf ihren warnenden Ruf beschränken, obwohl sie wissen, daß das Lärmen der frohen Zecher, das sie bis auf die Gasse hinaus hören, ihren nüchternen Ruf übertäuben, mißachten, vielleicht gar verlachen wird? Werden Beide für ihre schlaflosen Nächte, für ihre Entbehrungen, für ihre stete Nüchternheit, Sorgfalt und stille Vorsicht gehörig belohnt? Wissen sie nicht Beide das Herannahen des Unglückes, das ihre Nebenmenschen bedroht, ehe diese es nur ahnden? — Solche und ähnliche Vergleichungen dringen sich mir, wie gesagt, fast täglich auf, wenn ich in stiller Ruhe in meiner Kammer, und müde von den Anstrengungen meines Berufes, zu Bette gehe, ungewiß, ob ich nicht in nächster Stunde aus dem ersten Schlafe gerissen werde. Es begegnet mir aber gar oft, daß ich stundenlang gar nicht einschlafen kann, und den Ruf meines nächtlichen Collegen mehr als ein Mal höre. Eine ähnliche Schlaflosigkeit plagte mich neulich, ich konnte trotz aller angewandten

Mittel — zu denen auch das Lesen der neuesten Journale gehört — keinen Schlaf bekommen. In diesem martervollen Zustande, in welchem mich gewöhnlich auch das Andenken meiner selig entschlafenen ehemaligen Patienten zu plagen pflegt, vermehrte der Ruf des Nachtwächters meinen Mißmuth, indem er das Schlagen der Mitternachtsstunde der Welt mit lauter Stentorstimme verkündete. Ich mußte unwillkürlich über das eitle Streben dieses Mannes mich ärgern, oder vielmehr seufzen, und konnte nicht umhin, einige Betrachtungen über die bekannten Formeln zu machen, in denen seine nächtlichen Warnungen in die Luft verhallen. Da ich ohnehin nicht schlafen konnte, so brachte ich meine diesfälligen Gedanken zu Papiere, und zwar zu dem doppelten Zwecke: 1) mich selbst einmal hierdurch in Schlaf zu bringen, 2) meinen Nebenmenschen hiermit einen guten Dienst zu erweisen. Ich stelle daher an Sie die Bitte, diesen meinen Betrachtungen eines schlaflosen Arztes über den Ruf des Nachtwächters einen Platz in Ihrer medicinischen Unterhaltungs-Bibliothek zu gönnen. — „Du Narr! Wozu dieser Ruf? Wenn du die Verpflichtung hast, zu wachen, so wache still; wozu dieses Schreien? Du weckest die Schlafenden nur zu oft aus ihrem süßen Schlafe, und dem Wachenden erscheinst du nur als ein Charlatan, der da mit pomphaften Worten jede Stunde sich brüstet und zu sagen scheint: „Sehet, ich wache! Ihr müßt mir's glauben, daß ich euer Retter aus der Noth bin; — denn würde ich nicht über eure Häupter wachen — so könnte ich ja nicht so schreien! Schlafet nur zu, ich bürge für Alles, ich will euch jede Gefahr alsogleich verkünden." — Aber lächerlicher Ruf! Der Mann hat trotz seiner Nüchternheit durchaus keine Menschenkenntniß; sonst würde er entweder schweigen, oder keine so ungeschickte Redeformel Nacht für Nacht wiederholen. Da heißt es in ewigem Refrain: „Ihr lieben Leute, laßt euch sagen!" Wärst du Arzt, lieber Freund, du würdest sehen, daß es eine dumme, thörichte, alberne, unbescheidene, lächerliche Zumuthung ist, zu glauben, daß sich „die lieben

Leute etwas sagen lassen!" Wie viel sagen wir Aerzte ihnen täglich in Büchern, am Krankenbette und ehe sie krank werden; wie viel sagen ihnen ihre Runzeln, ihre grauen Haare, ihre kranken Zähne, ihre blasse Farbe, ihre lahmen Lenden, ihre blöden Augen, ihre heisere Stimme, ihr Mißmuth, ihre Hypochondrie — und doch meinst du, daß sie sich etwas sagen lassen, und nicht dennoch thun, was ihnen ihre momentane Lust, ihre Leidenschaft, ihre Laune, ihr Eigensinn, oder ihre Nachahmungssucht zuflistern? Tagtäglich sagen wir ihnen: Trinket Wasser — und sie trinken Wein; lebt mäßig — und sie schwelgen; liebt die Häuslichkeit — und sie wälzen sich in den Schenken herum; härtet euch und eure Kinder ab — und sie verweichlichen sich und ihre Nachkommen! Und wer sind dir, Herr Collega, diese lieben Leute? Giebt es denn auch liebe Leute? Wärest du Arzt, du würdest erst wissen, wie lieb die Menschen sind. Hast du denn schon einen Hypochonder, eine hysterische Dame, einen melancholischen Gelehrten, eine jungthuende Matrone, einen medicinischen Halbwisser, einen vorurtheilsvollen Bigotten, eine reizbare alte Jungfrau, einen verstellten oder eingebildeten Kranken, einen einzigen, von seinen Eltern verzärtelten Sohn, einen entnervten Weltling, einen Verliebten, einen Eifersüchtigen, und mehr dergleichen Leute am Krankenbette beobachtet oder behandelt, daß du dir anmaßest, die Leute lieb zu nennen und ihnen noch die unbescheidene Zumuthung machest, sie werden sich etwas sagen lassen? Nimm den Meßkatalog zur Hand, zähle, wenn du es anders vermagst, die Menge von diätetischen, prophylaktischen und belehrenden Volksschriften über Gesundheit und die Kunst, das Leben zu verlängern, — dann besuche die Bälle, Assemblées, Gast- und Kaffeehäuser, Tanzsäle, Straßen und Gassen bei Tag und bei Nacht, und du wirst sehen, wie viel sich die lieben Leute sagen lassen. Gehe in die Spitäler, frage genau die Einzelnen über den Ursprung ihrer Leiden, beobachte ihre Unfolgsamkeit, ihre Verstellung, ihre unwahren Berichte, ihr Abgehen und Wiederkommen, — und rufe dann wieder, wenn

du den Muth dazu hast, daß sich die lieben Leute mögen sagen lassen."

„Und was sollen sich die Leute sagen lassen? „Daß der Hammer diese und jene Stunde geschlagen!" Der Hammer schlägt für Manchen die Stunde, — aber der Ton ist zu schwach; er dringt nicht ein in das vom Getöse der Leidenschaft und des Wohllebens betäubte Ohr. Und meinst du, sie glauben es dir, daß die Stunde schon für sie geschlagen hat? Du rufst, es sei schon Mitternacht, sie läugnen es dir rund ab; deine Uhr geht zu früh; die Zeit verrinnt ihnen so schnell an der Tafel, bei dem Wein, bei ihren fröhlichen Gesängen, bei Tanz und Spiel, bei Lust und Schwelgerei, daß sie dich für einen Narren halten, wenn du ihnen zurufst: Es sei Mitternacht, und Zeit zum Nachhausegehen? Wärst du Arzt, du würdest einsehen, daß es sogar unklug ist, den Leuten das Schlagen ihrer Stunde zuzurufen! Wie unbesonnen, Jemanden die verflossenen Stunden, und folglich die zurückgelegten Tage und Jahre vorzuzählen! Solche Mahnungen kommen, so spät und so vorsichtig man sie macht, immer zur Unzeit, machen verhaßt, und setzen den ernsten Mahner in Gefahr, ein Abschiedsbillet zu erhalten. Und du bist so unklug, so laut an die Sanduhr des Lebens zu erinnern — und dies noch dazu jede Stunde zu thun."

„Wenn es auch schon, wie du rufst, auf die nächste Stunde geht, so ist es rathsamer, zu schweigen; wer wird so unpolitisch sein, an die Zukunft, an das etwa bevorstehende Alter, an die nöthige Ruhe, an das Ablassen von mitternächtlichen Schwärmereien, kurz, an die Stunde, die im Anzuge ist, und an die Symptome, die ihr Heranrücken verkünden, mit so dürren Worten, wie du es wagst, zu mahnen?"

„Du gehst noch weiter und warnst, sie mögen sich „hüten vor Feuer und Licht?" Wahrlich eine große Lehre, deren Grund du noch hinzufügst in den Worten: „Damit kein Schaden geschieht!" Meinst du wirklich, sie werden, aus Furcht vor dem Feuer, schon mit dem Lichte vorsichtig umgehen?

Meinst du, sie sehen ein, daß ein Funke, auf brennbare Stoffe unvorsichtig geworfen, in eben so helle Flammen auflodern kann, als das Anzünden derselben mit der brennenden Fackel? Wärest du Arzt, du würdest einsehen, daß die Menschen bei dem Brennen eines schwachen Lichtes nie das Feuer ahnen — daß kleine Diätfehler ihnen zu unbedeutend scheinen, als daß sie in denselben die unmittelbare Ursache schwerer Leiden vermuthen sollten; daß sie den Zunder in ihrem Innern gar nicht kennen, der, mit einem schwachen Funken in Berührung gebracht, lange fortglimmt, aber plötzlich auflodert; daß sie nicht eher um Hilfe rufen, als bis das Feuer über's Dach schlägt! Daß sie sich vor ihrem Feuer so wenig in Acht nehmen, daß sie sogar mit demselben prahlen, es zur Schau tragen, und vor dem Momente zurückschaudern, wo es mehr erwärmend als verzehrend fortbesteht."

„Willst du also, lieber Freund, meinem Rathe folgen, so unterlasse diesen unfruchtbaren Nachtwächterruf; er bringt dir nur Feinde, macht dich lächerlich, und am Ende bist du vor lauter Schreien heiser, ohne daß Jemand deine warnende Stimme beachtet. Ich lobe deine Wachsamkeit; aber es ist wohlgethan, wenn du still und bescheiden über das Wohl deiner Mitmenschen wachest; das Schreien, Warnen, Mahnen nützt dir wenig; das kann ich als Arzt dir aus tagtäglicher Erfahrung sagen. Du magst schreien aus so vollem Halse du willst, die lieben Leute werden sich nichts sagen lassen, — werden dir das Schlagen der Stunde nicht glauben, und sich vor Feuer und Licht eben so wenig hüten, als sie sich vor sich selbst, und vor dem Brennstoffe in ihrem eigenen Innern jemals so bewahren werden, wie wir Aerzte ihnen Tag und Nacht wohlmeinend zurufen. — Daher genug; ich mag diese Betrachtungen hier nicht weiter fortsetzen. Sie werden hinreichen, um den Zweck, den ich am Anfange derselben vor Augen hatte, bei ihren Lesern zu erreichen. Was mich betrifft, bin ich leider nur noch nüchterner darüber geworden."

Dr. Anonymus Obscurus.

IV.

Medicinische Länder- und Völkerkunde.

I.

Ueber die Sanitätsanstalten im Orient und die Stellung der dortigen Aerzte.

Von

Dr. J. N. v. Meyer,

Leib- und Oberstabsarzt des Fürsten der Wallachey ꝛc.*)

Wenn man nicht Alles kann fassen,
Soll man nicht Alles ungethan lassen,
Denn stückweise Erkenntniß ist besser
Als gänzliche Unwissenheit.

Orientalischer Spruch.

— — Ein neunjähriger Aufenthalt in dem Fürstenthum Wallachey, dessen Regenten zu dienen ich mich glücklich schätze, so wie meine Verwendung auf Befehl des Großherrn bei Organisation der Quarantainen in Konstantinopel und in den Provinzen des Kaiserreichs, haben mich mit den Bewohnern dieser Länder befreundet. Ich glaube hinlänglich ihre Lebensart, ihre geistigen Anlagen, ihre Tugenden und Fehler erkannt zu haben, was mir in der Stellung als Arzt wohl leichter

---

*) Aus dem Vortrag in der 18ten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Erlangen im September 1840.

möglich war, als vielen andern Reisenden. Die natürliche Folge dieses Zusammenlebens, der vielseitigen Berührungen, in denen ich als praktischer Arzt freudige und traurige Momente mit diesen Menschen theilte, haben mir eine Vorliebe für die Bewohner dieser Länder eingeflößt, und ganz natürlich berührt es mein Gemüth höchst unangenehm, wenn ich trotz den Anstrengungen, die seit einem Decennium fortwährend zur Verbesserung des Sanitätswesens, mit großen Opfern verbunden, gemacht wurden, so wenig Anerkennung und Sympathie in dem civilisirten Europa für den guten Willen dieser Leute bemerkte. Ja es empörte mich, manchmal in französischen und auch deutschen Journalen, die einen bedeutenden literarischen Ruf in der gelehrten Welt behaupten, ganz entstellte Berichte über das Wirken, Fortschreiten in der Cultur und besonders das Sanitätswesen betreffend, zu finden, die das Gepräge leidenschaftlicher und ungerechter Kritik an sich trugen. Ist man denn berechtigt, in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren solche Anforderungen an die Reformen dieser Länder zu machen, die alle natürlichen Kräfte übersteigen? Will man mit einem Zauberstreich aus einem, mit tief eingewurzelten Vorurtheilen begabten, rohen, oder auch fanatischen Volk plötzlich eine aufgeklärte, ihre alten Sitten und Gebräuche verachtende Nation bilden, und von ihr fordern, daß sie ihr Medicinalwesen auf jene Stufe der Vervollkommnung bringen sollte, auf der es vielleicht gegenwärtig in Deutschland und Frankreich steht? Allein fragen wir die Geschichte der Medicin: wie lange besteht wohl in diesen Ländern ein besseres geläutertes Sanitätswesen und wie viele Jahre haben diese Länder daran gearbeitet, um auf diese Stufe, die bei Weitem noch nicht die fehlerfreie genannt werden kann, zu gelangen? Doch woher rühren gewöhnlich solche lieblose Berichte aus dem Orient und den Fürstenthümern? Die Referenten solcher strengen kritischen Aufsätze sind gewöhnlich junge reisende Aerzte, kaum der Schule entkommen, die bei der großen Menge von ärztlichen Individuen in Europa ihr Heil auf

gerades Wohl im Orient suchen. Oft ohne Empfehlung, ohne die zur Subsistenz nöthigen Hilfsmittel, weder mit der Landessprache, noch mit den dortigen Sitten bekannt, eilen sie nach dem Orient, in der Ueberzeugung, man müsse sie und ihre Kunst mit offenen Armen empfangen, ihnen sogleich die besten Staatsanstellungen gewähren, und ihnen erlauben, alle Reformen, wie sie selbe in Deutschland und Frankreich sahen, oder aus ihren Büchern erlernten, ins Leben zu rufen, und zwar bei einer Nation, die sie weder verstehen noch begreifen kann.

Wenn sie sich nun in ihren glänzenden Hoffnungen und Träumen getäuscht, wenn sie nun die mannichfaltigen und oft unübersteigbaren Hindernisse sich aufthürmen sehen, so suchen sie die Ursache ihres unvorsichtigen Unternehmens nicht in der Unkenntniß ihrer Lage, in einem unverzeihlichen Leichtsinn, der sie oft dem Elende preiß giebt, sondern sie schmähen, getäuscht zurückkehrend nach ihrem Vaterland, über die elende Organisation des Medicinalwesens, über jene Aerzte, die an der Spitze dieser Anstalten stehen, und deren Plätze sie ohne Zweifel viel würdiger ausgefüllt hätten; ohne zu bedenken, daß diese Männer seit einer Reihe von Jahren ihre physischen und geistigen Kräfte in den gefährlichsten Perioden der Pest und anderer bösartigen Seuchen, mit voller Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Landessprache, diesen Nationen weihten und daher eine volle Anerkennung ihrer Verdienste mit Recht fordern. Allein es ist doch nicht zu leugnen, daß durch die einmal vorgefaßte Meinung der civilisirten Welt in Europa, daß im Orient gewöhnlich nur Charlatane, Quacksalber oder höchst selten diplomatisirte, an ihrem Fortkommen in Europa verzweifelnde, Aerzte ihr Glück suchen, die Stellung von uns Aerzten daselbst eine höchst zweideutige genannt werden kann.

Ich glaube hier nicht zu viel gesagt zu haben, wenn ich diese Meinung als lieblos und ungerecht erkläre. Seit meinem Aufenthalt sowohl in den Fürstenthümern als in Konstantinopel hatte ich hinlänglich Gelegenheit, eine Menge von tüchtig ge-

bildeten Aerzten, die den Schulen Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Englands angehörten, in ihrem rastlosen, mit vielen Aufopferungen verbundenen, Streben kennen zu lernen. So wie im civilisirten Europa, hat man auch dort nicht vergebens dahin gewirkt, dem Charlatanismus ein Ziel zu setzen, wie ich in der Folge noch mehr zu beweisen Gelegenheit haben werde. Uebrigens täuscht man sich gewaltig, wenn man den Orient als ein zweites Peru für Aerzte betrachtet, nach welchem sie blos auf kurze Zeit wandern dürfen, um sich dort Schätze und Ehrenstellen auf leichte Art zu erwerben. Die verschiedenen Erzählungen von glänzenden Belohnungen der Aerzte, denen die Paschas reiche Börsen zuwarfen, gehören gegenwärtig zu den Mährchen von tausend und einer Nacht. Der Arzt wird dort, so wie in Europa, für seine Mühe mäßig und bisweilen auch gar nicht belohnt. Ja wie sehr würde man sich enttäuscht finden, wie gerne würde man das liebloſe Urtheil gegen die Aerzte des Orients zurücknehmen, wenn man ihre so beschwerliche und undankbare Stellung genau prüfen würde. Mit voller Ueberzeugung wage ich zu behaupten, daß in keinem Staat Europas die Aerzte so vielen Beschwerden, Gefahren und Aufopferungen ausgesetzt sind, als gerade dort, und jene, welche noch in jugendlicher Kraft wirken sollten, gleichen hinfälligen Greisen. Die Verschiedenheit des Klimas, die Nahrung, die unvermeidlichen Gefahren auf Reisen zu Wasser und zu Lande, die so oft abwechselnden Gemüthsbewegungen von Furcht und Schrecken, das höchst ungeregelte bewegte Leben, da man den Arzt nie zu schonen gewohnt ist, die Gefahr, jeden Augenblick sich und seine Familie der Ansteckung pestartiger Seuchen auszusetzen, die beinahe täglich verheerenden Feuersbrünste, oft in einigen Minuten die ganze Habe, die Mühe vieler Jahre, ja das Leben des Arztes und der Seinigen erbarmungslos vernichtend, bereiten dem Arzt gewiß kein beneidenswerthes Loos, ja geben ihn oft der Verzweiflung preiß; in einem Lande, wo er wenig auf Unterstützung rechnen darf. Und dennoch finden

wir in diesen Ländern Hunderte von praktischen Aerzten, die rastlos ihr bewegtes Leben dem Wohl und Trost der Menschheit widmen, und viele mannichfaltige Erfahrungen sammeln, die wohl nur eines Vereinigungspunktes bedürften, um vor dem gelehrten Publikum Europas Anerkennung zu finden.

Nachdem ich nun die Stellung der Aerzte im Orient in Kürze berührte, so wollen wir zur Untersuchung schreiten, welche günstige Veränderung diese Länder in Beziehung auf das Sanitätswesen erlitten haben. Betrachten wir also erst die Fürstenthümer, welche seit dem Jahre 1829 unter der mächtigen Aegide Rußlands dieses große Werk begannen und glücklich vollendeten.

Wer wohl die traurige und selbst schreckenvolle Lage der Fürstenthümer bei Ausbrüchen der Pest, z. B. in den Jahren $18\frac{1}{13}$, dann in den Jahren $18\frac{7}{8}$, erwägt, wer die Schilderung jener Verheerungen von damaligen authentischen Zeugen vernimmt, wie beinahe jedes Jahr die Fürsten sammt den Bojaren gezwungen wurden, sich schnell nur mit weniger Habe zu retten, um einem fast sichern Tode zu entgehen, und oft Jahre lang entfernt von ihrem heimathlichen Heerd in den benachbarten Ländern ihr Heil suchen mußten; während das Landvolk, von der Seuche decimirt, den Landbau darniederliegen ließ, aller Handel und Wandel stockte, jeder Mensch den andern floh, Elend und Noth allgemein herrschte, alle Bande der bürgerlichen Ordnung gelöst waren und in den Pestspitälern, wohin die Unglücklichen, oft nur die der Pest Verdächtigen geschleppt wurden, die Schreckensscenen der gräulichsten Barbarei und des abscheulichsten Cynismus sich täglich wiederholten; so kann jeder fühlende Mensch nicht genug die Namen jener wohlthätigen Gründer dieser herrlichen Sanitätsanstalten segnen, die diese Provinzen seit zehn Jahren vollkommen von der Pest reinigten, und, während sie am jenseitigen Ufer seit drei Jahren fortwährend wüthete, streng bewahrten.

Gegen Ende des Jahres 1829 verfügte der damalige hochherzige bevollmächtigte Reformator, der k. russische General

Kisseleff, die Errichtung stabiler Quarantainen in Braila und provisorische Contumazanstalten in zehn an der Donau gelegenen Orten, wobei zugleich der erforderliche Cordons-Wachtdienst angeordnet wurde. Hierzu ernannte gedachter Präsident ein Mitglied des damaligen unter dem Namen „Comité zur Vertilgung der Pest" aufgestellten Sanitäts-Collegiums, und schon im Jahre 1830 waren diese Quarantainen im Stande, Waaren und Reisende aufzunehmen. Als man im Jahr 1831 das Reglement der Fürstenthümer veröffentlichte, geschah ferner die Verfügung, daß nicht nur ein General-Inspektor, und zwar der äußerst thätige und geistreiche k. russische Staatsrath und Ritter v. Mavro, für beide Fürstenthümer ernannt wurde, während das bisher unter dem Titel eines Inspektors mit der Einrichtung der Quarantainen beauftragt gewesene Mitglied des vormaligen, jetzt aber aufgelösten Sanitäts-Collegiums als Vice-Inspektor in Function blieb, sondern auch bei dem nunmehrigen Quarantaine-Comité ein Assessor angestellt wurde. Der Ober-Inspektor ist für beide Fürstenthümer, und wird von Seiner Durchlaucht dem Fürsten der Wallachei, Alexander Demetrius Ghika, und dem k. russischen General-Consul in Bukarest gewählt. Alle übrigen Contumaz-Beamten werden von dem Minister des Innern bestimmt und von unserem regierenden Fürsten bestätigt.

Die Ernennung der Contumaz- und Sanitäts-Bezirks-Aerzte auf dem Lande ist der Wahl des en Chef-Comité-Arztes, nach dessen Attribution eines Landes-Protomedicus, überlassen, und muß dann von dem General-Inspektor bestätigt werden. Gegenwärtig ist dieser Platz durch meinen würdigen erfahrenen Collegen, Zögling der Pariser Akademie, Dr. Goussi, besetzt.

Die Sanitäts-Cordons-Linie auf dem linken Donauufer in der Wallachey besteht aus drei großen Quarantainen, aus fünf derlei vom zweiten Range und aus vier sogenannten Auswechslungs-Bureaux oder Rastells. Die ersten sind: Braila, Calarasch und Giurgevo, luftige gesunde steinerne Gebäude

mit den dazu nöthigen geräumigen Magazinen versehen. Die zweiten sind: Turnu Severinu, Kalafat, Turnu, Zimnitz und Oltenitz.

Die Bureaux sind: Izvorele, Beket vis-à-vis von Rahova, und im Jahre 1837 wurden nach dem Reglement die Bureaux Izlaz und Goura Jalomitza erbaut.

In dem Fürstenthum Moldau ist nur eine und zwar große Quarantaine in Galatz, die unter derselben Direction wie die vorgenannten steht. Die großen Quarantainen empfangen größere Waarensendungen und Reisende. Die der zweiten Ordnung nehmen wegen beschränkteren Raumes blos kleinere Waarensendungen und nebstbei auch Reisende auf. Die Auswechselungs-Bureaux haben blos den täglichen Verkehr der dieß- und jenseitigen Donauuferbewohner mit Gegenständen zu übernehmen, welche der Contumaz nicht unterliegen. Reisende werden aber hier nicht aufgenommen. Bei den großen Quarantainen sind ein Director, ein Gehilfe desselben, ein Quarantaine-Arzt, eine Hebamme, ein Dollmetscher, Secretair, zwei Schreiber, vier Reinigungsdiener, zwölf Waarendiener, zwei Pompiers für Feuersgefahr angestellt, zugleich sorgt der Staat für die nöthigen Desinfections-Requisiten, als: Rauchwerk, Holz, ferner für den Unterhalt von vier Pferden für den Director und Arzt bei Visitirung der Posten und Wachen. Der Director und Arzt erhalten jährlich eine Besoldung von 6000 Piastern, ungefähr 1200 fl. rhn., und in diesem Verhältniß abwärts sind die Besoldungen des übrigen Personals bemessen.

Bei den Quarantainen zweiter Ordnung besteht dasselbe Personal, nur bedarf man bei diesen eine geringere Anzahl von Waaren- und Reinigungsdienern, auch sind die Beamten mit einem um ein Dritttheil verminderten Gehalt dotirt. Bei den Auswechselungs-Bureaux sind nur Chefs der Bureaux, ein Secretair und vier Reinigungsdiener angestellt. Die gewöhnliche Contumaz-Periode ist für Reisende 5 Tage, wobei derselbe jedoch sogleich bei seinem Eintritt, nach geschehener ärztlicher

Visitation, ein Bad zu nehmen und desinficirte Kleider, entweder seine eigenen oder vom Contumaz-Amt zu diesem Zweck gelieferte, anzuziehen hat. Herrscht die Pest jenseits des Balkans, so wird die Periode auf 10 Tage, wüthet sie diesseits des Balkans, auf wenigstens 16 Tage erhöht; findet der Arzt an einem Ankömmling Pestanzeigen, so wird er zurückgewiesen. Die contumazirenden Waaren werden in vier Klassen abgetheilt, und nach ihrer verschiedenen Empfänglichkeit durch Luft, Wasser, Feuer oder Räucherungen mit Chlorkalk gereinigt.

Die Cordons-Linie, welche außer diesen 11 Quarantainen noch 217 Piquets oder Wachhäuser von Galatz bis an die österreichische Grenze in sich schließt, wird sorgfältig durch eine treffliche Miliz, deren Gründer hauptsächlichst unser durchlauchtigster Fürst ist, auf das gewissenhafteste bewacht. Der gewissenhafte Chef dieser Truppen ist General Constantin Ghika, Bruder des regierenden Fürsten, der um die genaue Ueberwachung der Cordonsposten sich gewiß kein kleines Verdienst erworben hat. Die Miliz bestimmte zum Dienste dieses Cordons allein 1200 Mann Infanterie und 400 Mann Cavallerie, die sowohl als Sicherheitswachen in den Quarantainen ersten und zweiten Rangs, in den Auswechselungs-Bureaux, als auch auf den Vorposten dienen. Alle 24 Stunden reitet ein Mann stromaufwärts, bis zum nächsten Piket und kehrt wieder zurück, und dieß geschieht auf der ganzen Linie fortwährend Tag und Nacht.

Zu Wasser besorgen den Cordonsdienst 18 bewaffnete Barken. Diese stehen zu Dreien bei den Quarantainen auf der ganzen Linie in sechs Stationen vertheilt. Von diesen Barken fährt beständig eine bis zur nächsten Station und wieder zurück, worauf nach deren Rückkunft die zweite und sofort die dritte Barke diese Tour antritt. Der Unterhalt dieser Barken kostet jährlich 107,520 Piaster, und zwar für 18 Offiziere, 144 Mann Ruderer und zwei Hafen-Capitaine. Außer dem obangezeigten, zum Sanitäts-Cordon verwendeten Militair werden die Zwischenpunkte der Pikets in der ganzen Ausdehnung

des Donau-Littorales, welches mehr als 200 Stunden beträgt, durch betreffende Dörfer bewacht. Für die Bewachung eines jeden Punktes ist dieser Dienst je 120 Familien zugetheilt. Hat ein Dorf diese Anzahl nicht, so concurrirt es dazu mit dem nächstgelegenen. Alle Dorfs-Inwohner von 20—50 Jahren verrichten den Wachtdienst nach der Tour und lösen sich alle Sonntage ab. Zu diesem Zwecke werden die zu diesem Dienste verpflichteten Inwohner in Pelotons von sechs Mann und ein überzähliger Mann zum Ersatz bei etwaigem Abgang eingetheilt, und sie sind für jede Praevarication sammt ihren betreffenden Dörfern in solidum verantwortlich. Die Waffen-Munition für diese Wächter, denen überdieß auch von der Miliz ein Corporal und ein Soldat beigegeben ist, liefert die Regierung. Es ist wohl eine höchst merkwürdige moralische Erscheinung bei diesem Volke, daß man fast nie eine Uebertretung ihres Dienstes, eine Vermischung oder Einverständniß mit den Bewohnern der jenseitigen Ufer, an welchem sie oft ihre nahen Verwandten haben, zu rügen nöthig hat. Sie versehen diesen Dienst bei Tag und Nacht, bei den fürchterlichsten Stürmen, die oft an der Donau, besonders im Winter wüthen, bei oft wiederholten Ueberschwemmungen, die ihr Leben und ihre Gesundheit in Gefahr setzen, mit einer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, die Erstaunen erregt. Ja es ereigneten sich Fälle, wo sie auf die, den Cordon Ueberschreitenden, wären es auch nahe Verwandte, ohne weiteres ihre Gewehre abfeuerten.

Es läßt sich hier der Einfluß der Volksschulen, deren Anzahl sich gegenwärtig bei einer Population von zwei Millionen auf 3000 beläuft, nicht leugnen, denn die Bewachung der Grenze beruht hier nicht auf blos knechtischer Furcht oder militairischem Zwang, sondern auf der festen Ueberzeugung, daß diese Sanitäts-Anstalten dem Lande nützlich seien. Wir verdanken aber besonders die Gründung so vieler Volksschulen dem Minister des Innern, Prinz Michael Ghika, der überhaupt so manche philanthropische Anstalten gründete.

Man müßte wirklich höchst ungerecht sein, die Kraft und Wirkung des Cordons und der Quarantaine-Anstalten in den Fürstenthümern zu verkennen. Sie bilden ohne Zweifel das sicherste und größte Bollwerk in Europa gegen die Pest, die noch immer von Zeit zu Zeit ihr Haupt an dem rechten Donauufer auftaucht. Nur ein Fluß wie der mächtige Isterstrom konnte ein sicheres Scheidemittel gegen jene gefürchtete Seuche bilden. Seit eilf Jahren haben nun die Quarantainen den Fürstenthümern sich als sichere Schutzwehr gegen die Pest bewährt, und zwar vorzüglich in den Jahren 1834, 35 und 36, in welchen letzten Jahren in Konstantinopel allein gegen 100,000 Menschen von der Pest hinweggerafft wurden. Ganz Europa ist ihnen Dank schuldig; denn obschon Oesterreich mit wahrhaft väterlicher Sorge für seine Unterthanen die energischsten Maßregeln seit einem halben Jahrhundert anwendet, und ganze Armeen zu dem Cordonsdienst verwendet, so wird wohl Jedermann, der die geographische Lage dieser trockenen Militair-Grenze, die aus dem östlichen Abhange der Carpathen besteht und tausende von Schlupfwinkeln den Uebertretern der Quarantainegesetze, besonders des Nachts, offen läßt, einsehen, daß eine ganz genaue sichere Bewachung der Grenze beinahe unmöglich sei. Auch zeigten sich in frühern Pestepidemieen, z. B. Anno $18\frac{12}{13}$, wenn die Seuche in Bukarest wüthete, stets auch Pestfälle in dem benachbarten Siebenbürgen. Eben so wurde im Jahr 1837 die Pest nach Odessa verschleppt, und die Fürstenthümer blieben davon befreit. Es ist auch kein Zweifel, daß die Nachbarstaaten, durch so vieljährige Beweise der Sicherheit unserer Quarantainen überwiesen, die den Handel so sehr störenden Contumazen gegen die Fürstenthümer endlich aufheben werden. Die Opfer, welche der wallachische Staat der bloßen Erhaltung der Quarantainen bringt, sind sehr bedeutend. Es sind jährlich 600,000 Piaster zu diesem Zwecke allein angewiesen. Das Sanitäts-Comité überwacht zugleich den allgemeinen öffentlichen Gesund-

heitszustand des ganzen Landes, das Impfgeschäft, die verschiedenen epidemisch auftretenden Krankheiten u. s. w. Zu diesem Zweck ist das Land in sechs Sanitätsbezirke eingetheilt, denen ein Districtsarzt vorsteht. Leider ist diese Eintheilung unvollkommen und bei Weitem nicht genügend, indem das Land aus 18 Districten besteht, von denen wohl jeder einen Arzt bedürfte; doch zweifle ich keinen Augenblick, daß unser gütiger Fürst noch dieses Jahr eine Abhilfe treffen werde. Die sechs Districtsärzte erhalten zusammen jährlich einen Gehalt von 35,000 Piastern. Alle Quarantainen, so wie die Administratoren der 18 Districte, erstatten dem Comité regelmäßig alle Wochen zwei Mal ihre Berichte und vollziehen die betreffenden Sanitäts-Anordnungen desselben. Jeder Administrator wendet sich in Fällen, wo es erforderlich ist, an den Arzt des nächsten Hauptortes, deren Aufzählung eine hochansehnliche Versammlung nur ermüden würde.

Außer diesen Anstalten ist in Bukarest der Sitz einer mediciniſchen Commission, die aus 5 Doctoren der Medicin besteht, denen noch ein Stadtchirurg und ein Accoucheur zur Seite gegeben ist. Von dieser Commission wird jährlich abwechselnd ein Mitglied zum Präses erwählt. Ihre Pflicht ist, über den öffentlichen Gesundheitszustand der Hauptstadt zu wachen, und die nöthigen Vorkehrungen gegen die Verbreitung von Epidemieen zu treffen, alle Diplome, Rechte und Anforderungen Jener zu prüfen, die entweder die Heilkunst, Chirurgie oder Pharmazie in dem Fürstenthum ausüben wollen. Ferner ist ihre Pflicht, die Civilspitäler zu überwachen, die Armen unentgeltlich zu behandeln, die Vaccine zu verbreiten, die Arzneien, welche öffentlich oder in den in Bukarest bestehenden 18 Pharmazien verkauft werden, zu untersuchen, kurz die mediciniſche Polizei in Ausübung zu bringen.

Civil-Hospitäler bestehen gegenwärtig vier, die eine Anzahl von 350 bis 400 Kranken täglich verpflegen. Sie sind meistentheils fromme Stiftungen, wovon mehrere der regierenden

fürstlichen Familie, eine der wohlthätigen Fürstin Brankovan, angehören, und so reich dotirt und vollkommen erhalten werden, daß jeder Fremde diese Anstalten mit Vergnügen besucht und ihnen vollkommene Anerkennung in Bezug auf Reinlichkeit, Kost und Pflege angedeihen läßt. Die Miliz hat zur Pflege kranker Soldaten ein Central-Militair-Spital in Bukarest für 200 Kranke, eines in Crajova für 60 Kranke und 5 kleinere in den verschiedenen Stationen an der Donau eingerichtet; diese werden durch Militair-Aerzte besorgt, deren Leitung mir anvertraut ist. Seit zwei Jahren besteht nun ein durch den Prinz Michael Ghika gegründetes Gebärhaus mit 14 Betten nebst einer Hebammenschule, worin bereits eine Anzahl von 25 Hebammen von dem dortigen Accoucheur Dr. Sporer in wallachischer Sprache in der Geburtshilfe nach einem von ihm verfaßten Lehrbuch unterrichtet werden. Vor meiner Abreise legten diese Hebammen sowohl ihre theoretischen als praktischen Prüfungen zur vollkommenen Zufriedenheit der anwesenden Aerzte ab. Durch dieses höchst wohlthätige Institut, welches der würdige Gründer in dem Sinne des in Wien befindlichen Gebärhauses eingerichtet hat, wird in einigen Jahren die nöthige Anzahl von Hebammen sowohl für die ausgedehnte Stadt als auch für die Districte gebildet werden. — Auch für Findelkinder besteht ein eigener Wohlthätigkeits-Verein, dessen Vorsteher immerwährend eine Anzahl von 318 Kindern in den verschiedenen Districten verköstigt. — Gegenwärtig beschäftigt sich das Sanitäts-Comité mit Errichtung einer Veterinair-Anstalt, die aus einem Chef-Arzt und vier untergeordneten Landesthierärzten bestehen wird, und noch in diesem Jahre wird dieses so nützliche Institut ins Leben treten. — Aehnliche Anstalten unter ähnlichen Verhältnissen enthält auch das Fürstenthum Moldau, dessen kluger Fürst, Michael Sturza, gewiß die Wichtigkeit der Sanitäts-Anstalten für seinen Staat zu würdigen weiß. Die günstigen Resultate in Beziehung auf Quarantainen hatten denn auch die Nachahmung solcher

Anstalten in den Nachbarstaaten zur Folge. So hat der Fürst von Serbien, Fürst Milosch, vor drei Jahren ebenfalls Quarantainen errichtet und einen Militair-Cordon aufgestellt, der wohl noch nicht auf so feste Grundsätze basirt ist, wie in den diesseitigen Fürstenthümern; allein wir wollen hoffen, daß auch dort mit der Zeit die günstigsten Resultate sich entwickeln werden. — Nun nähern wir uns einer Epoche, die gewiß stets in der Geschichte des türkischen Reichs wie in der Medicin Erstaunen erregen wird. Es ist dieß der Riesengedanke des leider zu früh dahingeschiedenen Kaisers, Sultan Mahmud's, in seinem Kaiserreiche Quarantainen zu errichten und die Pest dem Fatalismus und Fanatismus zum Trotz aus seinem Reiche zu verbannen. So großartig und wohlthätig auch dieser Gedanke war, so mannichfaltig und unübersteiglich schienen sich auch von allen Seiten die Hindernisse dagegen zu thürmen. Doch der feste und unerschütterliche Wille des Kaisers siegte. Im Monat März 1838 wurde der große Divan, bestehend aus allen hohen Beamten des Staates, so wie aus den vornehmsten Organen der religiösen Körperschaften und der Justiz zusammenberufen, um sie zur Annahme der Sanitätsmaßregeln zu bestimmen und ihren Einfluß bei dem Volke geltend zu machen, welches natürlich dieser Neuerung wenig geneigt schien, deren Folgen unberechenbar waren. Es erfolgte nach dieser Versammlung ein Befehl des Sultans an alle seine Unterthanen, der zugleich Gründe enthielt, wodurch bewiesen wurde, daß vernünftige Sanitäts-Maßregeln keineswegs gegen die Grundsätze des Korans seien, und zugleich allen Muselmännern bei Androhung von strenger Züchtigung aufgetragen wurde, sich genau den künftigen Anordnungen zu unterwerfen.

Der bedeutende Einfluß, den der entschlossene Forscher der Pest, Dr. Bulard, in diesem Momente ausübte, und daß er die ersten Sessionen mit dem damaligen Hekim Pascha, Abdulak Effendi, hielt, ist unleugbar, und ich kann hier seiner Leistungen nur ehrenvoll erwähnen, obwohl ich ihn persönlich

nie kannte; allein seine Ansichten über die Pest sind vortrefflich, das Resultat vielfacher Erfahrungen, und er ist gewiß der Wahrheit näher gekommen, als viele seiner Vorgänger.

Doch dieser Gegenstand würde zu weit führen und ist nicht der Zweck meines Vortrages.

Im Monat Mai verließ Dr. Bulard Konstantinopel, nachdem er in Fenerbagdschi eine Quarantaine errichten wollte; allein dieser Vorschlag unterblieb, indem ein entmastetes, mit der Pestfahne bezeichnetes Linienschiff, ein wahrer Sitz des Schreckens, einige Monate als Quarantaine und Lazareth für Pestkranke diente. Während dieser Zeit wurde mein vortrefflicher Freund und College Dr. Minas, Director der Semliner Contumaz, ein seit 30 Jahren mit Erfahrungen ausgerüsteter Sanitätsbeamter, auf Ansuchen des Sultans von der österreichischen Regierung zur Organisirung der Quarantainen nach Konstantinopel geschickt. Das Sanitäts-Conseil bestand damals unter Leitung desselben Abdulak Effendi, doch schnell folgten zwei neue Präsidenten, nämlich Namick Pascha und Esat Effendi.

Dr. Minas und sein Dragoman Wassilevitsch, der leider den Tod auf seiner Rückreise in den Fluthen der Donau fand, hatten mit tausend Hindernissen zu kämpfen, denn die Organisation wollte trotz allen Befehlen nicht vorwärts schreiten. Unzählige Intriguen, die Zusammensetzung eines Comité's von den heterogensten Individuen, die keine Idee vom Sanitätswesen hatten, erschwerten täglich mehr und mehr die Lage des obgenannten Directors, der bei dem Princip feststehen blieb, daß er nur mit tüchtigen Aerzten eine solche Riesenarbeit unternehmen könne. Dazu kam noch der letzte damalige Ausbruch der Pest auf einem Dampfschiff, welches von Trapezunt in Konstantinopel landete. Allein durch augenblickliche Absperrung der ergriffenen Individuen, von denen die meisten und unter diesen auch der Vice-Capitain des Schiffes ein Opfer wurden, machte man der Verbreitung ein Ende. Um diese Zeit über-

gab ich dem Sultan eine schon längst wünschenswerthe Arbeit, eine Hygieine und Reglement für die ottomanischen Heere, die genau den Bedürfnissen, Sitten und Gebräuchen der Türken angemessen war; sie wurde auf Befehl des Sultans von einem gelehrten Orientalen ins Türkische übersetzt, um daraus den nöthigen Nutzen zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ich vom Kaiser zum Mitglied des hohen Sanitäts-Raths ernannt, und nun arbeiteten wir vereint mit den beiden Med. Doctoren, von denen einer, Dr. Neuner, als Leibarzt und der zweite, Dr. Bernhardt, zur Organisation der medicinischen Schule Altié bestimmt war, ferner mit Dr. Mac Carthy und Dr. Marchand, beide ehemalige Zöglinge der Wiener Hochschule, um den Willen des Kaisers in Erfüllung zu bringen. Das Lokale zu einer provisorischen Quarantaine in Quoulelli von Bosphor war unterdessen vom Kaiser bewilligt worden. Die genaue Beschreibung dieser großartigen Anstalt wurde von mir im Monat Januar verflossenen Jahres der Redaction der allgemeinen Augsburger Zeitung überschickt und auch veröffentlicht. Sie ist in Beziehung ihrer Größe, denn sie kann 300 Menschen fassen, ihrer gesunden Lage und kaiserlichen Ausstattung vielleicht die schönste Quarantaine in der Welt. Besonders sahen wir die günstigen Resultate nach dem Vorschlag Dr. Pariset's von Anwendung der Hitze von 40° Reaumur, um pestverdächtige Gegenstände in 24 Stunden in den dazu eingerichteten Heizzimmern zu desinficiren. Der Quarantainen-Dienst wurde durchaus von vortrefflich abgerichteten Muselmännern gewissenhaft versehen. Wir waren nur sechs deutsche Aerzte unter der Präsidentschaft S. E. des Hiffi Mustapha Pascha vereinigt, und es würde wohl oft an das Unglaubliche grenzen, wenn ich einer hochansehnlichen Versammlung die Masse von Hindernissen, Intriguen, die mannichfaltigen Gefahren und Kränkungen mittheilen wollte, die wir vereint zu bestehen hatten.

Ich will diese unangenehmen Erinnerungen in den Lethestrom tauchen; allein ich fühle mich verpflichtet, der Welt hier frei zu

gestehen, daß wir uns selten, ja beinahe niemals, gegen das Benehmen der Muselmänner zu beklagen hatten. Sie handelten stets rechtlich und freundschaftlich gegen uns; wir konnten ihnen höchstens Langsamkeit im Geschäftsgang vorwerfen. Doch leider mußten wir stets die größten Hindernisse bei Franken, bei gebildeten Europäern finden, die aus reiner Gewinnsucht diese wohlthätigen Sanitäts-Anstalten zu unterdrücken suchten. Dank sei es den Manen des verstorbenen Kaisers, der uns volles Vertrauen schenkte, Dank den beiden hochsinnigen Repräsentanten ihrer Mächte, Baron v. Stürmer und Herrn v. Boutenieff, die unser Unternehmen mit Macht unterstützten und öfters unseren gebeugten Muth aufrichteten. — Wir schritten, nachdem ein ausführlicher Plan zur Verhinderung der Einschleppung der Pest aus Aegypten gemacht war, zuerst zur Purification der Hauptstadt Konstantinopel und des ganzen Reiches. Es wurden theils durch öffentliche Belehrung in den Moscheen, theils durch Flugschriften und kaiserliche Fermans die Muselmänner auf diesen Act vorbereitet. Die Purification geschah auf die einfachste Art, durch Lüften, Waschen der Gegenstände und durch Verbrennen der unnützen verdorbenen Stoffe. Zugleich wurde aller Unrath, der seit Jahrhunderten in den Bazars und Häusern, deren Anzahl in Konstantinopel, Scutari und den übrigen Vorstädten 80,000 beträgt, verborgen steckte, mit 3000 Pferden und Maulthieren in einigen Wochen ausgeführt, in Schiffe geladen und dann weit entfernt ins Meer geworfen.

Da dem Sultan hauptsächlich an der Conservirung der Hauptstadt lag, und er nur diese Anfangs vor der Pest geschützt wissen wollte, so zog ich um Konstantinopel mit Berathung des Conseils einen militairischen Sanitäts-Cordon, der um Konstantinopel und Scutari in einer Entfernung von einigen Meilen (um nicht die Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern) einen sich schließenden Ring, versehen mit den nothwendigen Einbruchsstationen, bildete und von 6000 Mann bewacht wurde.

So wurden ebenfalls in Kars in Asien gegen Persien, dann in Erzerum, Trapezunt, Samsum, Sinope gegen Syrien in Malathia, Koniah, dann Kutajah, Brussa, Isnik Mudania, provisorische Quarantainen errichtet. Eben so in den Dardanellen zu Gallipoli, ferner in Mytilene, Smyrna, Aidin, Rhodos und Salonichi, und längs der Donaulinie zu Varna, Silistria, Rustschuck und Widdin, ferner auf der Poststraße von Adrianopel, Serres, Sofia, Nizza wurden überall Quarantaine-Aerzte, denen türkische Commissaire beigegeben sind, angestellt, um den Gesundheitszustand zu überwachen, die Purification dieser Orte vorzunehmen, und genau die Gesundheitspässe, auf denen vorzüglich dieses provisorische Verfahren beruhte, zu untersuchen. Es wäre lächerlich, zu behaupten, daß alle diese Maßregeln schon genügten, um die Pest mit voller Ruhe abzuhalten, allein die Vorsicht beschützte uns in diesem Unternehmen; von dem Augenblicke der Errichtung dieser nur halben Maßregeln war die Pest verschwunden; zeigten sich hier und da einige sporadische Fälle, so wurden sie schnell unterdrückt. In Smyrna brach vor einem Jahre die Pest aus; sie pflanzte sich aber nie, trotz dem täglichen Verkehr mit Constantinopel, dahin fort. — Dieses Verschwinden der Pest in der Hauptstadt übte die günstigste Wirkung auf den Geist der Muselmänner aus; er gewöhnte sich langsam an die früher verhaßten Maßregeln, und zuletzt gestanden sie selbst, daß sie recht froh seien, von dieser bösen Krankheit einmal befreit zu werden.

So beendigten wir im verflossenen Jahre unsere schwere Mission, und gegenwärtig werden die Quarantaine-Anstalten unter der Leitung eines General-Inspektors, Herrn Robert, systematisch recht kräftig fortgeführt. — Noch ein bedeutender Schritt zur künftigen Verbesserung des Sanitätswesens im Orient wurde von dem verstorbenen Sultan durch die Gründung der medicinischen Schule in Galata Serai gemacht. Wenn auch nicht gleich berühmte Aerzte in dieser Schule gebildet werden können, so hat doch das Studium der Medicin

von 300 türkischen Zöglingen einen großen Einfluß auf die Meinungen des Volkes, das stolz darauf ist, seine Söhne in dieser Anstalt unterrichtet zu wissen.

Uebrigens ist Director Bernhardt ein tüchtiger Arzt und Operateur; er besitzt zugleich einen eisernen Fleiß und ein großes Sprachtalent, welches ihm sehr zu statten kommt. Die Fortschritte der Zöglinge sind erfreulich; es sind einige von ihnen wirklich geniale Köpfe. Im Allgemeinen ist der Türke zu abstracten Wissenschaften sehr geneigt; er faßt leicht auf, und der Mangel an frivolen Unterhaltungen und Zerstreuungen macht ihn zu einem sehr gelehrigen und fleißigen Schüler. Der Zweck dieser Anstalt, tüchtige Militair-Aerzte zu bilden, wird also nicht verfehlt sein.

So hätten wir denn hier in möglichster Kürze die wichtigsten, aber bei Weitem nicht alle Veränderungen des Sanitätswesens im Orient durchflogen.

V.

Poesieen in ärztlichen Beziehungen.

I.

Die Geburt Aeskulap's.

Mythe.

Für Koronis, die in Schöne
Königlichem Stamm entblüht,
War Apoll, der Gott der Töne,
Bis in's tiefste Herz erglüht;
Und wie dicht auch Wand und Schleier
Um sein Kind der König zog,
Doch Apollo's goldne Leier
Schmeichelnd ihr das Herz betrog.
Er spielte die schmelzendsten Töne,
Erschien ihr als Traumbild in Schöne,
Bis Lippe an Lippe sich sog.

Trotz Thessaliens muth'ger Krieger,
Die die Königsstadt bewacht,
Bald entführt' der Gott als Sieger
Die Geliebte in der Nacht;
Drauf die Sonne, aufgegangen
Ueber Berg und Hain, bethaut,
Sah mit wonnig glüh'nden Wangen
Die entzückte Götterbraut.
Vor Delphi schallmeiten die Hirten,
Sie kränzten mit Rosen und Myrten;
Die Vögel da sangen so laut.

Schnell entfloh die Zeit in Wonnen,
Wie sie kennt mehr keine Brust;
Da in lautrer Liebe Bronnen
Fiel das Gift gemeiner Lust.
Sie, die menschlich und verderblich,
Sehnte sich nach gleichem Blut,
Und für Ischys, schön und sterblich,
Ihr das Herz entbrannt' in Glut.
Da klagte der spähende Rabe:
„Apollo! es schändet ein Knabe
Den Busen, an dem du geruht!"

Was der Rabe ihm verkündet,
Sah der Gott mit dem Geschoß,
Und von jähem Zorn entzündet,
So er ihren Tod beschloß:
„Schnell des Scheiterhaufens Feuer
Flamm' um sie, die buhlend lag!
Die nicht rührte meine Leier,
Meine Liebe nicht, mein Tag!" —
Schon lodert's im Zuge des Windes,
Noch ruft sie: „o schon' deines Kindes,
Das in mir mit mahnendem Schlag!"

Nichts mehr kann der Flamme wehren,
Die den holden Leib ergreift;
Da Apoll sie läßt gebären
In der Glut das Kind, gereift.
„Stirb denn, Weib, in Glut entbunden!
Doch, Asklepios, du mein Sohn!
Heile Krankheit einst und Wunden,
Da genug der Leiden schon!"
Empor hat das Kind sich geschwungen,
Asklepios, aus flammenden Zungen,
Dem lauernden Tode zu drohn.

D. A. Affing.

II.

Das Stethoskop.

(Ein Scherz.)

Es fühlte sich einmal ein Mann
Im Herbst ein wenig kränklich;
Der kehrt sich erst nicht viel daran,
Dann aber schien's bedenklich
Ihm, daß er öfters husten mußt',
Er ward besorgt um seine Brust
Und schickt deshalb zum Doctor.

Nicht lang', so kommt ein Doctor an
Mit hippokrat'schem Blicke,
In seiner Rechten, lobesan,
Den Stock mit gold'ner Krücke,
Im Antlitz vielen Geistes Spur,
Im Hosensack die gold'ne Uhr
Und auf der Nas' die Brille.

Der setzt sich, schiebt die Brill' hinauf
Bis an die Augenbramen,
Räuspert sich und beginnt darauf
Ein ernstliches Examen,
Frägt nach dem Stuhlgang und dem Harn,
Durchspäht den dünn'n- und dicken Darm
Und Leber, Milz und Magen.

Und da er in des Bauches Schrein
Nichts Krankhaftes ergründet,
Und überdies die Zunge rein,
Den Puls normal auch findet,
So frägt er endlich unverhehlt
Den Patienten, was ihm fehlt;
Der sagt ihm, daß er huste.

Da setzt der Doctor alsobald
Zur Seite seinen Rohrstock,
Und holt mit einem ernsten: Halt!
Den braunpolirten Ohrstock
(Videlicet das Instrument,
Das man sonst Stethoskop benennt)
Heraus aus seiner Tasche.

Und mit dem kleinen Alpenhorn
Belauscht er dann im Sprunge,
Zu beiden Seiten und von vorn,
Des Patienten Lunge,
Und hört mit hocherstauntem Sinn
'Nen nagelneuen Rhonchus drinn,
Den Lännec selbst nie hörte.

Der Rhonchus tönte nicht etwan,
Als ob 'ne Katze schnurrte,
Er hörte sich vielmehr just an,
Als ob ein Pudel knurrte.
Drob ist verdutzt der Doctor ganz,
Weil von 'nem Rhonchus knurritans
Er niemals hat gelesen.

Nun greift er vor Verlegenheit
Zur gold'nen Doctor-Dose,
Und schnupft und sinnet in der Zeit; —
Allein die Diagnose

Des Rhonchi knurritantis bleibt
Ihm dennoch dunkel ganz und treibt
Den Schweiß ihm auf die Stirne.

Doch bald beginnet er aufs Neu,
Obwohl mit dumpfem Murren,
Das Lauschen und — bei meiner Treu! —
Hört wieder gleich das Knurren.
Und zwar so deutlich, daß er schwor,
Er sähe schier mit seinem Ohr
Den Hund die Zähne fletschen.

Doch was zuvor ihm Angst gemacht,
Füllt jetzt ihn mit Entzücken,
Weil er es schnell sich hat bedacht,
Es könne wohl ihm glücken,
Daß er hier was entdecken thät,
Was vor ihm Niemand hat erspäht,
Und ihn mit Ruhm bekränze.

Und alsobald beschließet er
— Den Kranken zu kuriren? —
Nein! Wenn Patient gestorben wär',
Denselben zu seciren,
Um zu erspähn, was für ein Hund
Geknurret hab', und dann den Fund
Ausführlich zu beschreiben.

Und voll Entzücken, daß nun ihm
Bevor so Großes stände,
Ergreifet er mit Ungestüm
Des Patienten Hände,
Und ruft: „Sie tragen unbewußt
'Nen großen Schatz in Ihrer Brust,
Der mich mit Ruhm wird krönen!"

„Denn daß Sie's wissen, theurer Mann,
Es knurrt in Ihrer Lunge —"
Doch eh' er weiter sprechen kann,
Da stürzt in wildem Sprunge
Hervor ein großer Pudelhund
Und beißt ihn in die Waden und,
Wie's heißt, auch in die Lenden.

Dem Hund schien nämlich — o wie dumm! —
Bedroht des Herren Leben
Durch den gelahrten Medicum;
Und darum knurrt' er eben,
So oft der Doctor mit dem Horn
Zu beiden Seiten und von vorn
Des Herren Brust belauschte.

Doch als der Doctor ging so weit,
Den Mann gar anzufassen,
Da hielt's der Hund für Schuldigkeit,
Auch länger nicht zu passen.
Er biß — — und ach! der Doctor stob
Hinaus und ließ sein Stethoskop,
Stock, Hut und Ruhm im Stiche.

Quid autem docet fabula?
Ei, meine Herrn Collegen!
Was Unsrer Einem hier geschah,
Das möge Euch bewegen,
Mit Vorsicht stets zu sorgen nur,
Daß Euch nicht auch schon vor der Kur
Der Hund des Undanks beiße.

Dr. Cohnfeld.

III.

Festgruſs an die deutſchen Naturforſcher und Aerzte bei ihrer Verſammlung in Erlangen, am 21ſten September*) 1840.

Seid uns gegrüßt, die ihr aus fernen Gauen
Euch eingefunden hier im Freundeskranz,
Seid uns gegrüßt, ihr anmuthsvollen Frauen,
Ihr Männer, Schmuck und Stolz des deutſchen Lands.
Was iſt es doch, das euch hieher beſchieden,
Selbſt übers Meer auf Schiffen her euch trug?
Was hat aus Oſt und Weſt, aus Nord und Süden
Verſammelt euch im mag'ſchen Geiſterzug?
Es iſt, wofern die Muſe mir das Rechte
Im Spiegel zeigt der Phantasmagorie,
Der Wandertrieb von Japetos Geſchlechte,
Der Trieb nach Wärme, Licht und Sympathie.

---

*) Die ſeit 1788 in Erlangen beſtehende Geſellſchaft der Harmonie, welche von jeher aus wichtigen Ereigniſſen in Kunſt und Wiſſenſchaft Veranlaſſung zu ſchönen Feſten zu entlehnen gewußt, feierte an dieſem Tage die Anweſenheit der vielen illuſtren und notablen Fremden durch einen großen Feſtball, welchem obiges Gedicht zur Introduction diente.

Hört, klingt's auch seltsam, was ich von euch denke,
Ihr Geister, kühn, wie eures Stammes Haupt,
Der, als einst Zeus sein herrlichstes Geschenke
Der Erd' entwandt, das Feuer neu geraubt,
Als Priester schürt ihr nun die heil'gen Flammen,
Entzündet auf der Cybele Altar
Und wirket so zu jener Gluth zusammen,
Die uns die alte Schöpfung neu gebar.
Entsetzte sich vor der Natur der Wilde
Als einer Macht, die ins Verderben reißt,
So tritt sie nun in ihrer sanften Milde
Vor uns, vor den mit ihr versöhnten Geist.
Ihr Geister seid's, die ihr das Werk, das große,
Vollbracht; selbst wider Jupiters Beschluß
Habt ihr dem Blitz aus finsterm Wolkenschooße
Die Bahn gezeigt, die er verfolgen muß.
Ihr habt's euch vorgesetzt; nach manchem kühnen
Versuch gelang's, was man unmöglich hält,
Daß nun der Dampf euch muß zum Hebel dienen
Und aus den Angeln ringt die alte Welt.
Scharf, wie zuvor mit Sehkraft nie bewehret,
Erklimmt das Aug' des Poles Sternenhöhn,
Durch euch in seinem neuen Lauf belehret,
Durchmißt das Schiff die ungebahnten Seen.
Was wächst und blüht in andrer Hemisphäre,
Durch euch gesucht, durch euch hieher versetzt
Erquickt es unsern Sinn, blüht euch zur Ehre
Und uns zur Lust in Deutschlands Gärten jetzt.
Ihr grabt und holt aus starrem Steingeäder
Der Lebensgüter tiefverborgnen Schatz.
Nichts mehr von leerem Hirngespinnst; ein Jeder
Steh, wo er steht, an seinem rechten Platz.
Geht so die Forschung Hand in Hand mit Allen,
Was wahrhaft frommt dem menschlichen Geschlecht,

Bald werden dann die Trugsysteme fallen,
Womit an uns sich blöder Wahnwitz rächt.
Theilt die errungne Beute denn und bauet
Mit Eifer fort am großen Werk der Zeit,
Daß wenn der Vater nicht vollführt es schauet,
Der Enkel doch sich der Vollendung freut.
Wer lieh den Künsten, lieh der Technik Flügel,
Daß sie sich auf zu höhern Zielen rafft?
Wem läutert sich das Gold im Scheidetiegel?
Wer bändiget der Stoffe rohe Kraft?
Wer sucht in Hygiea's großer Kammer
Das Mittel auf, wo's die Natur verschloß?
Wer stillt den Schmerz, wer stillt der Menschheit Jammer?
Wer heilet die Gebrechen, klein und groß?
Ihr seid es, ihr, in würdiger Elite
Vertreten hier, durch deren Kunstverstand
Sich lichten all die dunkleren Gebiete
Der Wissenschaft, aufs Leben angewandt.
Erwägt nun selbst den Werth der Feierstunden,
Die uns in eurer Gegenwart vergönnt.
Wir fühlen uns, so traut mit euch verbunden,
Im wahren ächten Geisterelement.
So manches alten Freundes theure Züge
Begegnen sich, sind nun uns wieder nah.
Es ward der schönen Hoffnung volle Gnüge,
Die eurer Ankunft lang entgegensah.
Willkommen denn, ihr Gäst', in unsrer Mitte,
Willkommen hier im gastlich heitern Saal.
Es kränzen heut nach altem Brauch und Sitte
Euch holde Fraun und Jungfraun den Pokal.
Ihr Lächeln sagt euch schöner als die Worte,
Die euch durch meinen Mund die Muse weiht,
Wie sehr ihr all' am festgeschmückten Orte
Willkommen uns, wie lieb und werth ihr seid.

Doch da wie alles Schöne unterm Runde
Des Monds auch dieser Tage lichter Schein
Nun bald erlischt, und in der Trennungsstunde
Sich löst der kurze glückliche Verein:
So nehmt als sinnige Gedächtnißgabe
Die Liebe mit, die ihr uns abgewannt,
Und theilt mit uns der Hoffnung süße Labe:
Auf Wiedersehn im deutschen Vaterland.

C. M. Winterling.

VI.

Miscellen.

I.

Zur Geschichte der Medicinal-Polizei im 17ten Jahrhundert.

Die Sonnenfinsterniß am 12. August 1654.

In einem Archive einer altdeutschen Stadt findet sich ein sogenanntes „Consilium medicum," wie man sich bei der auf den 12. August 1654 bevorstehenden Sonnenfinsterniß verhalten soll, welches wir als einen Beitrag zur Geschichte des Sanitätswesens und seiner Eigenthümlichkeit wegen unsern Lesern mittheilen. Es heißt:

„Die Erfahrung zeigt, daß sich in Begebung dieser Finsterniß die Luft sehr verändert und vergiftet befindet, daraus dann vollends allerhand Ungelegenheit sowohl den Menschen als unvernünftigen Thieren im Felde zu erwachsen pflegt; derowegen rathsam sein will, daß man sich zu solcher Zeit wohl fürsehe, und

Fürs Erste ein paar Tage, vor und nach, mäßig in allen Sachen verhalte.

Zum Andern, daß man sich zur selben Zeit der Pillen Amenuentis gebrauche; diejenigen aber, welche dergleichen Pillen nicht haben können, die brauchen dafür venetianischen Mithridat,

Citronen, Angelica und dergleichen, nicht allein selbigen Tages, sondern auch etliche Tage hernach.

Drittens soll man diesen Tag mit gottseligen Werken, als Bethen, Lesung schöner Historien, und anderen geistlichen Uebungen zubringen, und sich hüthen, während der Finsterniß unter freiem Himmel zu gehen, oder durch die Fenster hinaus an die Finsterniß zu sehen; man soll ferner von 11 bis 2 Uhr Mittag die Fenster fleißig zuhalten, auch denselben Tag vor dem Wassertrinken sich hüthen und von Kräutelwerk nichts zu Hause bringen, sondern Alles den Tag vorhero bestellen, sintemalen durch vielbesagte Finsterniß solches Alles schädlich gemacht wird.

Viertens soll man während der Finsterniß, die dann ihre große Wirkung um Mittag haben wird, weder essen noch trinken, sondern man kann um Morgens früh um 7 Uhr frühstücken, vollends bis auf die Nacht ungefähr um 7 Uhr wieder essen, damit dem Leibe keine gefährliche Veränderung entstehe oder zugefügt werde.

Fünftens soll man dies Monat hinaus alles frühe Obst zu essen unterlassen, sonst würde der Mensch durch solchen vergifteten Beifall in schwere oder gar tödtliche Krankheit fallen, in Summa, die Menschen und ihr liebes Vieh sollen nicht allein selbigen Tages oberzählter maßen fleißig innehalten, sondern auch den ganzen Augusti hinaus in Essen, Trinken und allem Andern sich mäßig halten, vornehmlich das liebe Vieh nicht früh, und vor Sonnenauftrocknung des Bodens nicht auf die Weide treiben lassen; sonst würde der Viehfall unfehlbar zu gewarten sein. Dieses Alles ist aus Liebe des Nächsten und zu Erhaltung Leib und Lebens am Tag gegeben und publicirt worden.

— m —

II.

Beschreibung zweier Schwangerschaften und Geburten im Kindesalter.

Vom

Med.-Rath Prof. **D'Outrepont** in Würzburg.

Das eine dieser Mädchen war 9 und das andere 13 Jahr alt. Bei beiden wurde natürlich an keine Schwangerschaften gedacht, und ihre Kränklichkeit hauptsächlich Würmern zugeschrieben. Bei dem älteren Mädchen glaubte man auch manche Zufälle der eintretenden Menstruation anrechnen zu müssen. Das jüngere dieser Mädchen wurde von einem 13jährigen Knaben entjungfert; doch erst bei dem vierten Beischlafe, der mit voller Erection vollzogen wurde, kam Saamen zum Vorschein. Mehrere Monate hatten dieses die Kinder getrieben, als das Mädchen krank und als an Würmern leidend behandelt wurde. Im dritten Monate wurde der Verfasser dazu gerufen. Der ganze Zustand der Kranken, die wehenartigen Schmerzen, verbunden mit dem Abgange von Blut aus der Mutterscheide, veranlaßten den Verfasser zu einer Untersuchung der Geschlechtstheile. Er fand die Mutterscheide mit geronnenem Blute angefüllt, und entdeckte, nachdem dieses durch eine kräftige

Wehe ausgestoßen war, am Ausgange des Beckens das Köpfchen einer kleinen Frucht, welche unter starkem Blutabgange und namenlosen Schmerzen ausgestoßen wurde; bald darauf folgte die Eihülle nach, und der Blutfluß hörte auf. Die Frucht war beiläufig 12—14 Wochen alt; die Brüste hatten seit 2 Monaten angefangen sich zu entwickeln, und waren etwa ein Taubenei hoch erhaben. Der Unterleib blieb längere Zeit schmerzhaft, besonders in der Gegend der Symphysen. Der Lochienfluß wurde schon am ersten Tage weißlich, dann sehr dünne und hörte den zehnten Tag nach der Geburt ganz auf; Lactation zeigte sich gar nicht. Der Schmerz in den Symphysen blieb zurück. Drei Wochen hindurch konnte das Mädchen weder gehen noch stehen; dennoch war keine Spur von Entzündung oder Voneinanderweichen der Symphysen wahrzunehmen. Längere Zeit blieb das arme Mädchen schlaflos, äußerst schwach und ohne Appetit; sein Gemüthszustand war höchst bedenklich; es weinte unaufhörlich, und wurde lieblos behandelt. Diese Umstände veranlaßten eine tiefe Melancholie des Mädchens, welche seine physischen Kräfte sehr danieder hielt. Zwei Monate nach der Geburt bekam es die monatliche Reinigung. Später wurde es auf Anrathen des Verfassers aufs Land gegeben, wo es eine bessere Behandlung genoß. Allein die Gesundheit war zerstört; es stellten sich Congestionen nach der Brust, dann flüchtige Bruststiche ein, und das Mädchen starb 14 Monate nach der Geburt an der Lungenschwindsucht. —

Im zweiten Falle, bei dem 13jährigen Mädchen, erfolgte die Niederkunft im 7ten Monate; das Kind lebte, wog 2 Pfund, war 14 Zoll lang, starb aber schon nach 24 Stunden. Nach der Geburt verfiel die kleine Wöchnerin in eine allgemeine Schwäche, aus der sie sich jedoch bald erholte. Der Lochienfluß war schon am 2ten Tage ganz weiß. Am 3ten Tage stellte sich ein heftiges Milchfieber mit starkem Anlaufen der Brüste und Schmerzen in denselben ein, dessen Heftigkeit erst nach 24 Stunden, nachdem reichliche Schweiße erfolgt waren,

nachließ. Der jetzt erfolgende Ausfluß einer dünnen, wässerigen Milch hörte ebenfalls nach 24 Stunden wieder auf. Auch dieses Mädchen, welches ferner zu beobachten der Verfasser verhindert war, starb nach 12 Jahren an der Lungenschwindsucht. Die Menstruation war während der ganzen Zeit nur 4 Mal eingetreten.

(Betrachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Arzneikunde von Dr. Mende, Prof. in Göttingen. III. Bd. Allgem. medic. Annalen von Pierer V. H. Mai 1826.)

III.

Der weibliche Aeskulap.

„In der Absicht, Medicin zu studiren, zog ein griechisches Mädchen Männerkleider an, um nicht von den Vorurtheilen der Männer belästigt zu werden. Später aber nahm sie wieder ihre gewöhnliche Kleidung an, ließ sich in Athen als Arzt nieder, und genoß dergestalt die öffentliche Achtung, daß sie sich eine bedeutende ärztliche Praxis verschaffte." Ein englischer Schriftsteller (Edmond's Cheap Classical Dictionary), der dieß erzählt, macht hierzu folgende Bemerkung: „Das Volk von Athen zeigte hier eine Art von Duldsamkeit, welche, wie ich fürchte, die Männer und besonders die Frauen Englands kaum zeigen dürften. Der Leser möge ja nicht über die Vergleichung lächeln, die ich hier anstelle; denn ich habe in mehreren Dörfern an der Küste Cornwalls weibliche Chirurgen und chirurgische Schwestern (surgeon's wives and surgeon's sisters) gesehen, welche Arzneien bereiteten, zur Ader ließen, Zähne ausrissen, ohne sich dadurch lächerlich zu machen. Bei fleißigem Besuche der Vorlesungen und der Spitäler würden diese gefühlvollen Geschöpfe sich bald die gehörige wissenschaftliche Bildung verschaffen, um ihren kranken Nebenmenschen Hülfe leisten zu können."

IV.

Chabert, der sogenannte Feuerkönig.

Vom

K. Hannöv. Hofmedicus **Dr. Taberger.**

Hr. T. machte im November 1825 Chabert's Bekanntschaft bei Gelegenheit der Krankheit eines seiner Kinder, auch vaccinirte er damals das achtmonatliche Botokudenkind (Mancego). Chabert biß von einer kleinen Stange Phosphor von 2 Zoll Länge 3 Stücke ab und warf sie aus dem Munde auf den Teller; Taberger legte diese auf die Zunge des Chabert, welcher sie verschluckte; er trank dagegen Sodawasser (2—3 Gr. Phosphor tödten). — Chabert stieg in England in einen glühenden Ofen von nicht weniger als 600° (Fahrenheit) Hitze. — In London trank er in einer Privatgesellschaft 2 Löffel voll siedendes Oel (von 330° Fahr., also 126° über die Hitze des siedenden Wassers); ferner hielt er den Kopf gerade über den emporsteigenden Dampf von auf glühende Kohlen geworfenen Arsenik. — Chabert behauptet 3 Gegengifte zu besitzen, 1 gegen vegetabilisches, 1 gegen animalisches, 1 gegen mineralisches Gift; er versichert, daß er

Blausäure ohne Gefahr verschlucken könne, und da er dem Bisse von Vipern und andern giftigen Thieren widerstanden habe, so ist er der Meinung, daß sein Mittel auch ein Specificum gegen den Biß eines tollen Hundes, und ein Heilmittel gegen Wasserscheu sein würde. Im October 1829 nahm er auch wirklich Blausäure. Cooper reichte eine Phiole mit concentrirter Blausäure, wovon 3 Tropfen jeden Menschen tödten, und Chabert nahm einen Theelöffel voll; einen Augenblick schwankte er hin und her; sein ganzes Ansehen war verwirrt; doch bald kam er zu sich; 4 Tropfen tödteten sogleich eine Katze.

Ein englisches Blatt ahndet Betrug; man hat ihm nämlich, nach diesem, hinter die wohlverwahrte Ofenthüre zugeschaut, und gesehen, wie er Thermometer und Beefsteak in einen Haufen brennender Kohlen hielt, während die Luft keineswegs zu dem genannten Grade erhitzt war.

Phosphor war mit Alkali gesättigt. — Siedendes Oel verschlingen, ist ein Schein, welcher auf dem Trug beruht, daß es vorher mit Wasser vermischt wird, welches die Hitze an sich zieht und das Oel verhältnißmäßig kühl läßt.

Das zweite Experiment, welches Chabert vor Taberger machte, war, daß er sich mit einer glühenden eisernen Ofenschaufel die Haare, Hände und Zunge bestrich, ohne die Haut im mindesten zu verletzen; auf der feuchten Zunge zischte das Eisen.

Um die Haut unverbrennlich zu machen, soll Alaun dienen; man streicht eine möglichst eingedickte Auflösung auf die Haut, oder man verbindet eine solche Auflösung mit Seife zur Consistenz einer Salbe, womit man sich gleichfalls bestreicht; auch schützt es, wenn man mit verdünnter Schwefelsäure sich bestreicht, Zucker darüber streut, und mit Seife einreibt. Ein zweites Mittel ist, Borax mit Mittelsalz zu gleichen Theilen in destillirtem Wasser oder Essig aufgelöst; ferner Alaun und Kochsalz, beides gestoßen und mit Weingeist verbunden und Haut und Haare

damit eingerieben; auch Harn und Zwiebelsaft; eben so Auripigment mit Oel und gestoßenem Schwefel. Chabert sprach selbst vom Asbest als einem Bestandtheile seines Präservativs, so wie auch vom Alaun.

(Henke's Zeitschrift. X. Jahrg. 1830. II. H.)

V.

Eine elektrische Dame.

Dr. Bertin theilte in Silliman's Journal Nachstehendes mit: Am Abend des 28. Januar 1838, während eines sehr starken Nordlichtes, wurde diese Dame so elektrisch, daß helle elektrische Funken aus allen ihren Fingerspitzen sprüheten. Dieß hörte mit dem erwähnten Phänomen nicht auf, sondern dauerte mehrere Monate lang fort, so daß sie jedem Leiter, den sie berührte, Funken gab. Dieß war für sie höchst unangenehm, da sie nichts von Metall anrühren konnte, ohne erst einen elektrischen Funken aus sich zu geben. Am auffallendsten bemerkte man diesen Zustand in warmer Luft, bei mäßiger Bewegung und heiterer Stimmung. Bei ziemlicher Kälte und Traurigkeit verschwand er gänzlich. Wenn sie an dem Ofen saß und die Füße auf den metallenen Rand setzte, so gab sie in der Minute 3 und mehr Funken, in den günstigsten Umständen sogar jede Minute einen Funken, den man sehen, hören und fühlen konnte. Die Dame war etwa 30 Jahre alt, führte eine sitzende Lebensart, war kränklich und hatte vor 2 Jahren einen heftigen, rheumatischen Schmerz erlitten.

VI.

Zur vergleichenden Statistik.

Nach Sprengel unterschieden die Griechen und Römer 1400 Arten Pflanzen. Linné zählte in der ersten Ausgabe der Species plantarum, im Jahre 1753, 7300; Persoon, im Jahre 1801, 22,000. Decandolle spricht im Jahre 1805 von nahe an 40,000; Humboldt im Jahre 1817 von 44,000; Strendel im Jahre 1821 von 50,649, und man kann also füglich die jetzt im Jahre 1826 durch so vielfache Bemühungen vorhandenen Materialien der Botanik auf 60,000 Arten stellen, was die Linnéische Zahl 9 Mal übersteigt.

In fast gleichem Maaße ist die Zoologie bereichert worden, deren neueste vollständige Kataloge dem Publikum noch vorenthalten sind. Linné verzeichnete in seiner 6ten Ausgabe des Systema naturae, im Jahre 1748, 1171 Thierformen; in der zwölften, im Jahre 1766, 6137. Ernleben schlug im Jahre 1773 die Gesammtzahl der lebenden Thiere auf 25,000 an, und gewiß ist es nicht zu viel, wenn man die jetzt zu unterscheidenden Formen auf 40—50,000 anschlägt.

Die Medicin ist als Wissenschaft nicht zurückgeblieben. Vierzig Jahre nach Christi Geburt beklagte sich Plinius, daß die Erde durch 300 Krankheitsformen belästigt sei. Dr. Schmalz giebt in seinen diagnostischen Tabellen, vom Jahre 1825, 2134 Nummern, also mehr als 7 Mal so viel, an.

Bei einer Vergleichung des muthmaßlichen Erdalters mit den gegebenen Zeiträumen sieht man leicht ein, daß solche Progressionen im Schaffen des wirklich Neuen nicht zulässig werden. Denn wenn in 1800 Jahren das Siebenfache der Vermehrung angenommen wird, so wären 1800 Jahre vor Christo nur 42 Krankheiten gewesen, im Jahre 3600 vor Christo nur 6 und im Jahre 5400 vor Christo noch gar keine.

Obwohl es nun lächerlich wäre, im Ernste so streng an eine solche Progression zu denken, so ist es doch auf der andern Seite nicht nur nicht absurd, sondern durch Belege erweislich, wenn man annimmt, daß die Krankheiten unserer Zeit zusammengesetzter und zahlreicher sind, als in früheren Zeiten, wo die einfacheren Verhältnisse der Menschen auch weniger vielseitige Reactionen des Körpers gegen äußere Reize bedingten. Uebrigens waren die Begriffsgrenzen der Alten viel weiter, die der Neueren weit enger, und es hat sich oft nur die Zahl der Begriffe auf Kosten des Gehalts vermehrt.

(Hecker's L. Annalen. Jan. 1827.)

VII.

Aphorismen und Sentenzen.

VIII.

Der Traum des Hippokrates.

Nach H. Damerow's Elementen der nächsten Zukunft, Berlin 1829.

Da ich nachdenklich und bekümmert war über das Heil des Demokrit, erschien mir gegen den Beginn der Morgenröthe ein Traum, welcher, wie ich meine, auf nichts Gefährliches deuten wird. Es schien mir nämlich, als sähe ich den Aeskulap leibhaftig vor mir, da ich eben an die Thore von Abdera gekommen war. Aber Aeskulap erschien nicht in jener Milde und Willfährigkeit, wie ihn die Bilder zur Anschauung bringen, sondern seine Haltung war der eines Aufgeregten ähnlich, und sein Anblick mehr schreckend. — Darauf reichte mir der Gott die Hand; nachdem ich sie willig ergriffen, bat ich ihn, er möchte mit mir kommen und mich nicht in der Kur verlassen. Jener aber sagte: Du bedarfst meiner Hülfe für jetzt nicht, sondern diese, sowohl der Unsterblichen als Sterblichen gemeinsame Mutter wird Dich jetzt gastlich führen. Ich wandte mich, und sah ein sowohl schönes als großes Weib, mit einfachem Haarschmuck, glänzendem Anzuge, und ihre Augenkreise erleuchteten in hellem Lichte, als wären sie Sternenschimmer. — Der Gott verließ mich zwar, aber jenes Weib drückte mir die Hand, und sie haltend führte sie mich gar leutselig durch die Stadt. Als wir aber an das Haus kamen, wo ich mir gastliche Wohnung bereitet glaubte, verschwand sie, gleich einer Erscheinung, und schien zu sagen: morgen werd' ich Dich bei dem Demokrit treffen. Während sie verschwindet, sagte ich bittend: wer bist Du, Beste, und welches ist Dein Name? „Wahrheit!" sagte sie. Diejenige, welche Du aber kommen siehst, ist die „Meinung," und sogleich erschien mir eine Andere, auch diese zwar nicht übel, doch von wilderem und hochmüthigem Ansehen. —

„Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Factische schon Theorie ist." — —

„Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstande innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an." — — —

„Hypothesen sind Wiegenlieder, womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen; er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein." — —

„Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit, es ist Dasjenige, was vor, mit und nach der Physik war, ist und sein wird." — —

„Bei der Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen habe ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter." — —

„Man muß mit der Natur langsam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will." — —

„Wenn ich mich bei'm Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums."

Göthe.

Qui tractaverunt scientias, aut Empirici, aut Dogmatici fuerunt. Empirici, formicae more, congerunt tantum, et utuntur: Rationales, aranearum more, telas ex se conficiunt: Apis vero ratio media est, quae materiam ex floribus horti et agri elicit; sed tamen ea propria facultate vertit et digerit. Neque absimile Philosophiae verum opificium est; quod nec mentis viribus tantum aut praecipue nititur, neque ex historia naturali et mechanicis experimentis praebitam materiam in memoria integram, sed in intellectu mutatam et subactam, reponit. Itaque ex harum facultatum (experimentalis scilicet et rationalis) arctiore et sanctiore foedere (quod adhuc factum non est) bene sperandum est. Baco.

Der Nutzen der Methode, die Krankheiten nach ihren nächsten Ursachen zu klassificiren, ist erstens die deutliche Einsicht in die Natur der Krankheiten, indem man ihre wesentlichen Eigenschaften unter einander vergleicht; zweitens die Erleichterung der Kurmethode, denn in einer natürlichen Klassification der Krankheiten erfordern im Allgemeinen die Arten jeder Gattung und selbst die Gattungen jeder Ordnung dieselbe allgemeine Behandlung. Darwin.

Das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisiren. Dieses aber mit Bewußtsein, mit Selbstkenntniß, mit Freiheit, und um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen; eine solche Gewandtheit ist nöthig, wenn die Abstraction, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll. Göthe.

Hippokrates ist gestorben vor der Kunst. Sie ist lang, das Leben kurz. Das Suchen ist bei ihm gewesen, das Donum finis ihm aber nicht gegeben worden. Paracelsus.

— Man darf nie mit der Absicht arbeiten, eine Theorie zu unterstützen, weil sonst der Geist eingenommen wird, und nur das noch bemerkt, was die Meinungen bestätigt, die man sich schon im Voraus gebildet hat. Unser einziges Ziel muß die Erforschung der Wahrheit sein.

G. Cuvier,
Meinung über die Theorieen im Allgemeinen.

„Wenn man das Ueberflüssige weglässt, lernt man das Nothwendige desto besser," sagt Montecuculi in seinen Aphorismen über die Kriegskunst. — Gute Aerzte, gute Soldaten sind kühn, schlechte verwegen.

Nunquam, crede mihi, a morbo curabitur aeger,
Si multis medicis creditur una febris.

Si tarde cupis esse senex, utaris oportet
Vel modico medice, vel medico modice.
Sumta, cibus tamquam, laedit medicina salutem:
At sumtus prodest, ut medicina, cibus.

Es ist heut zu Tage nicht selten, daß einer ein Blumenkörbchen ankündigt und Kartoffelsäckchen liefert.

Lichtenberg.

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Schiller.

Das Thier ist für sich immer Subjekt, der Mensch ist sich auch Objekt. Lichtenberg.

Das Lesen ist der mittelbare Umgang mit der Natur, das Beobachten aber der unmittelbare Umgang mit derselben.

Zimmermann.

Sieht der Mensch seine Kenntnisse und Ansichten als ein wohlerworbnes Capital an, von dem er geistig zehrt; sind ihm jene Kenntnisse zum Boden geworden, worauf er seinen babylonischen Hoffahrtsthurm erbaut, so wird ihm jede neue Wahrheit, die das Capital zu gefährden und den Thurm zu untergraben droht, wie ein Raub an seinem Eigenthume und an seinem Leben erscheinen. Daher ist der Widerwille, ja der Haß zu erklären, den solche Menschen zu allen Zeiten nicht blos gegen neue, ihren Ansichten widersprechende, Entdeckungen und Wahrheiten, sondern auch gegen ihre Vertheidiger hegen. Es ist dies der Pharisäismus der alten und neuen Zeit, der Unglaube des Willens.

Passavant, Untersuchungen über Lebensmagnetismus und das Hellsehen.

O, glaube nicht, daß Du nicht mitgezählt;
Die Weltzahl ist nicht voll, wenn Deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar ist ohne Dich gemacht,
Allein Du selber bist in Rechnung mitgebracht.
Ja mitgerechnet ist auf Dich in alle Weise;
Dein kleiner Ring greift ein in jene größern Kreise.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Bösen
Die Welt erlöst sein, und Du sollst sie miterlösen.
Vom Bösen mache Dich, vom Mangelhaften frei;
Zur Güt' und Schöne so der Welten trägst Du bei.

Rückert.

„Wie der Organismus nach der ältesten Ansicht nichts Anderes, als die Natur im Kleinen und in der vollkommensten Selbstanschauung ist, so muß auch die Wissenschaft desselben

alle Strahlen der allgemeinen Erkenntniß der Natur wie in einem Brennpunkt zusammenbrechen und Eins machen. Fast zu jeder Zeit wurde die Kenntniß der allgemeinen Physik wenigstens als nothwendige Stufe und Zugang zu dem Heiligthum des organischen Lebens betrachtet." — — —

„Die historische Construction der organischen Natur würde, in sich vollendet, die reale und objektive Seite der allgemeinen Wissenschaft derselben zum vollkommnen Ausdruck der Idee in dieser, und dadurch mit ihr selbst wahrhaft Eins machen." — —

„Aber was kann die historische Construction der Organismen, welche den schaffenden Geist durch seine Labyrinthe verfolgt, anders leiten, als die Form der äußeren Bildung, da das Aeußere in der ganzen Natur Ausdruck und Symbol des Innern ist und sich eben so regelmäßig und bestimmt wie dieses verändert." — —

„Theorie kann sich von der Erfahrung nur dadurch unterscheiden, daß sie diese abstrakter, gesonderter von zufälligen Bedingungen und in ihrer ursprünglichsten Form ausspricht."

Schelling.

VIII.

Curiosa und Anekdoten.

VIII.

Ein Bauer sollte für seine kranke Frau einen Arzt aus der nahen Stadt holen, und die Sache war sehr eilig. Am ersten Klingelzuge nicht weit vom Thore hielt er an und buchstabirte: Dr. E...z. Er klingelt, und der Doctor erscheint. „Können Sie wohl meine Frau kuriren?" — Lieber Freund, ich bin Doctor der Rechte. — „Der Rechten? Nä, denn ist es nichts: meine Frau hat es in der linken Seite."

In Paris hatte ein Arzt einen seiner Collegen verklagt, weil er von diesem öffentlich beschuldigt worden war, durch Anwendung der Blutegel in kurzer Zeit achthundert Menschen umgebracht zu haben und auf diese Weise als Mörder verläumdet zu sein glaubte. „Das ist, excipirte der Anwalt des Beklagten, gar nicht der Sinn jener Worte; denn wenn ein Arzt zu einem andern sagt: Du hast den Präsidenten *** umgebracht, so heißt dies weiter nichts, als: Herr College, wir sind nicht einerlei Meinung."

Es ist bekannt, daß Jacob der Zweite, König von England, bleich wurde und in eine Art Ohnmacht fiel, sobald er einen bloßen Degen sah. Der alte Herzog von Epernon, der sein ganzes Glück Heinrich dem Dritten verdankte, erblaßte beim Anblick eines Häschens, Heinrich der Dritte selbst konnte in keinem Zimmer bleiben, wo eine Katze war.

Erasmus bekam das Fieber, wenn er Fische aß. Scaliger zitterte am ganzen Leibe, wenn er die Pflanze der Kresse etwas anhaltend betrachtete. Tycho de Brahe wechselte die Farbe, oder fühlte Schwäche in den Beinen, wenn ihm ein Hase oder ein Fuchs vorkam. Hobbes konnte keinen Augenblick des Nachts ohne Licht allein sein, er bekam sogleich einen Anfall von Delirium. Boyle bekam Convulsionen, wenn er das Murmeln hörte, welches das Wasser in der Röhre eines Springbrunnens verursachte. La Motte le Vayer, ein skeptischer Philosoph, konnte kein musikalisches Instrument vertragen, es mochte, welche Harmonie es wollte, hervorbringen. Aber er gerieth in Entzücken beim Rollen des Donners und Brausen des Sturmwindes.

In den philosophischen Transactionen liest man: Ein Caplan des Herzogs von Bolston empfand eine Eiskälte in der Gegend des Herzens und auf dem Wirbel des Kopfes, wenn man ihn nöthigte, das dreiundfunfzigste Kapitel des Jesaias und einige Verse aus dem Buche der Könige zu lesen.

Noch gehört hierher, was Fabriz Campani von einem gewissen Chevalier zu Ancantara erzählt, dem allemal schlimm wurde, wenn er das Wort: Wolle aussprechen wollte, ob er gleich öfters ein tuchnes Kleid trug.

Voltaire definirt einen Arzt als einen unglücklichen Menschen, an welchen jeden Tag die Forderung gemacht werde, ein Wunder zu thun: nämlich Gesundheit und Unmäßigkeit zu versöhnen.

In Aubigny kam am 16ten October ein Fall vor, welcher so närrisch ist, daß er selbst die Insassen unserer Irrenanstalten zum Lachen bringen könnte. Ein Mensch, mit dessen Verstande es längst nicht weit her war, verschwand plötzlich und wurde bereits acht und vierzig Stunden in und außer dem Hause vergeblich gesucht. Schon gab man ihn

auf, als ihn endlich der Hausknecht, welcher auf den Speicher stieg, um Futter für die Pferde zu holen, entdeckte. Der arme Teufel saß oben auf dem Heu in einer Ecke, und hatte sich zwanzig Hühnereier untergelegt, auf welchen er mit dem Ernste und der Geduld einer guten Henne dasaß. Als er gefragt wurde, was er vorhabe, antwortete er mit verschmitztem Lächeln: „Ich brüte Engländer aus!" Der Narr, welcher ein alter Junggesell ist, versprach sich von dieser zahlreichen Nachkommenschaft so große Vaterfreuden, daß er über dem Neste Essen und Trinken vergaß, und durchaus nicht eher, als bis die Eier ausgebrütet wären, fort wollte.

Doctor H., ein eifriger Jäger, nahm stets eine Flinte mit, wenn er über Land zu Patienten mußte. — „Das ist bloße Vorsicht," sagte Swift, „wenn er den Kranken etwa mit dem Recepte verfehlte."

Ein Professor, der über Naturgeschichte las und sich über die Hospitanten sehr ärgerte, sah beim Hereintritt in's Auditorium wieder einen Fremden stehen, ging bis zu diesem, und sagte: „Meine Herren! ich bin bis zum Esel gekommen — (den Hospitanten ansehend) wollen Sie Sich nicht setzen?" — „Ich danke," erwiederte dieser, „ich kann vom Esel auch stehend hören!"

Die Partei des Fortschritts! Ein Artikel der Gazette des Tribunaux vom 26. April dieses Jahres (mit der Ueberschrift: Une dame de charité) beginnt mit den für die moderne Sittengeschichte wichtigen Worten: „Der Diebstahl vervollkommnet sich von Tag zu Tage, und wäre nicht die väterliche Sorge, welche Jeder mit so vollem Rechte auf sein Eigenthum wendet, so würde man manchmal sich aufs Höchste überrascht finden durch die Erfindungsgabe, den Scharfsinn, den Beobachtungsgeist, die List und Verschmitztheit, welche

fortwährend die Industriellen offenbaren, die dem Besitze Anderer den Krieg erklärt haben, und das Geld, diesen Gegenstand so vieler unruhigen Liebe, so zärtlicher Sorge, so mancher selbstsüchtigen Bekümmerniß, in ihren Beutel leiten, indem sie mit mehr oder weniger Geschick die Bestimmungen des „Côde“ umgehen.“

In einem medicinischen Werke aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts liest man auf der Kehrseite des Titelblattes, mit großen Buchstaben:

Gebt, Leser, nicht zu scharf auf alle Fehler acht;
Noch niemals ist ein Buch, und der, so es gemacht,
Und der, so es gekauft, und der, so es gelesen,
Von allen Fehlern frei gewesen.

Als Jemon den zu Limburg an der Lahn erfolgten Tod des Herrn von A.. erfuhr, rief er in mitleidigem Tone: „An der Lahn? Ach Gott, was giebt es doch für Kranke in der Welt!“

In München soll man auf dem Schilde einer Geburtshelferin: „Geprüfte und ab-probirte Hebamme“ lesen.

Man schreibt aus Stockholm, den 27. November 1840 (Avondb.): „Als Pendant zu der Gothenburger Geschichte von des Stadtphysikus Verfahren, den Augenarzt Dr. Nayler-Bei vor die Polizei zu ziehen, weil er Schielende kurirte, können wir jetzt melden, daß der deutsche Arzt Dr. Bermann nach derselben Methode, wie Dr. Nayler, hierselbst einem stark schielenden Knaben das eine Auge operirt hat, allein ihm (so wird angegeben) verboten worden ist, auch das andere zu operiren. Der Knabe ist der Redaction vorgezeigt worden, und es war seltsam anzusehen, wie das eine Auge ganz gesund war, die Pupille des andern hingegen bis in die innere Augen-

höhle hineingedrängt. Um des armen Knaben willen, der gern auf beiden Augen richtig sehen möchte, wäre es zu wünschen, daß das Zunftgebot aufgehoben werden könnte.

In Paris kam einer Frau ein Blutegel durch den Mund in den Magen, der sieben Wochen in demselben blieb und gefährliche Zufälle erzeugte. Nach dem vergeblichen Gebrauche aller Mittel ließ ein Arzt Wein trinken, wodurch der Blutegel lebend, allein dick angepfropft herausgebrochen wurde, und die Frau wieder hergestellt ward.

Ein Advokat, der als sehr eigennützig bekannt gewesen, klagte einst einem Arzte: „daß es ihm recht schlimm ergehe; er habe sich ganz verändert, und sei gar nicht mehr der nämliche." Der Arzt replicirte: „O, Sie werden bei jedem Tausche immer noch gewinnen."

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.